Volksschriften

über die jüdische Religion

herausgegeben von

Dr. J. Ziegler-Karlsbad

I. Jahrgang
II. Heft

Pharisäer und Sadduzäer

von

Dr. Rudolf Leszynsky-Berlin-Grunewald

Frankfurt a. M.
J. Kauffmann
1912

Inhalt.

Seite

1. Einleitung und Quellen 5
2. Die Vorgeschichte 10
3. Die Reaktion gegen den Hellenismus und die Entstehung der Parteien 15
4. Die Lehren der Sadduzäer 18
5. Die Pharisäer. Der Streit der Parteien 24
6. Der Bürgerkrieg. Der Niedergang und die Wirkungen des Sadduzäertums 32
7. Die Politik der Pharisäer in Staat und Gemeinde . . . 41
8. Die Entwicklung des pharisäischen Gesetzes 47
9. Die Religion der Pharisäer 55
10. Die Beurteilung der Pharisäer 65
11. Literaturangaben 69

1. Einleitung und Quellen.

Wie das Judentum von der Bibel, seiner unvergänglichen Grundlage, zum Talmud kam, soll hier geschildert werden, wie aus der Religion der Gesetzgeber und Propheten die Religion der mündlichen Lehre und der Rabbinen wurde, die das Mittelalter überdauerte und erst durch die Reform der neuen Zeit in ihren Grundvesten bedroht wurde. Der Abschnitt der jüdischen Religionsgeschichte soll hier betrachtet werden, in dem das Judentum seine bedeutsamste und folgenschwerste Entwicklung zum Rabbinismus hin durchmachte, in dem sich durch einen gewaltigen, Jahrhunderte langen Kampf zweier Parteien die entscheidende Wendung vollzog. Von dort an wird der Gang des großen Dramas, das jüdische Geschichte heißt, monotoner. Von der Mischna zur Gemara, vom Talmud zu dem Ritualwerk des Maimonides und dem Schulchan aruch und weiter bis hin zu den haarspaltenden Entscheidungen und Superkommentaren polnischer Rabbiner führt ein gerader ebener Weg; nicht die lebendige Entwicklung, die die widerstreitenden Prinzipien zur Einheit zusammenfaßt, sondern die altersschwache Konsequenz eines einzelnen, immer weiter wirkenden Faktors. Wohl gab es wie in anderen Religionen so auch im Judentume zu jeder Zeit Nebenströmungen, mochten sie nun Hellenismus, Philosophie, Kabbala oder wie sonst noch immer heißen, und gewiß ist der Kampf zwischen Pharisäern und Sadduzäern nur ein Ausschnitt aus dem Kulturleben des jüdischen Volkes zu Beginn unserer Zeitrechnung, der Teil, der sich auf palästinensischem Boden abspielte. Aber die Lehre,

die von Zion und Jerusalem ausging, blieb bestehen, während die Werke der jüdisch-hellenistischen Diaspora von den Juden des Mittelalters vergessen und nur durch die Kirche vor dem Untergange gerettet wurden. Und so blieb auch weiter die zentrale Frage im Judentume immer das Gesetz, seitdem zum ersten Male Pharisäer und Sadduzäer die Bücher Moses in den Mittelpunkt ihres Streites gestellt hatten. So wurden diese beiden Parteien die Schöpfer des historischen Judentums, ihre Anschauungen sind nicht tote Gebilde der Vergangenheit, die der Forscher aus dem Schutte der Jahrhunderte herausgräbt und in stiller Gelehrtenstube für sich betrachtet, sondern sie sind bis in unsere Gegenwart hinein lebendig und wirken weiter.

Das Interesse, das diesen beiden jüdischen Parteien zukommt, wird nun aber noch besonders dadurch erhöht, daß in ihre Zeit die Entstehung des Christentumes fällt, das sie in seinen Anfängen bestimmend beeinflußten und zu dem sie durch seine Abkehr vom jüdisch-nationalen Gesetz in einen Gegensatz gerieten. Wer die Wirksamkeit Jesu von Nazareth schildern will, muß von den Pharisäern und Sadduzäern ausgehen, von denen er lernte und denen er entgegentrat, und je mehr man die neue Religion und ihren Stifter emporhebt und verherrlicht, um so tiefer wird man — schon des Kontrastes wegen — die Zeitgenossen und Gegner jenes Mannes stellen, um Raum für seine Größe zu bekommen. Man verteidigt die eigene Religion, indem man ihre Ursprünge verteidigt. Das religionsgeschichtliche Problem wird zur Tagesfrage.

So hat die gelehrte Forschung sich seit langem mit den beiden Parteien beschäftigt und hat die Schriften aus jener Zeit daraufhin untersucht, ob sie uns über Wesen und Bedeutung der pharisäischen und sadduzäischen Lehre Aufschluß geben können. Die berühmteste dieser Quellen ist das Neue Testament. Die vier Evangelien des Markus, Matthäus, Lukas und Johannes, zu denen noch die Apostelgeschichte des Lukas kommt, die lange nach dem Tode Jesu, ungefähr in dem halben Jahrhundert zwischen 70 und 120 unserer Zeitrechnung,

entstanden sind, erzählen — nicht unabhängig von einander — das Leben Jesu, seine und seiner Jünger Wundertaten und die Geschichte seines Leidens. Daß sie nicht objektive Geschichtsquellen sind, beweisen allein schon die häufig in ihnen vorkommenden Wunder. Die Gestalt des Helden hat sich in der Erinnerung verklärt, aus dem Messias ist bereits der Sohn Gottes geworden. Um so tiefer stehen seine Gegner, die Führer des jüdischen Volkes, Pharisäer und Sadduzäer, bis zuletzt im Evangelium Johanni das ganze Judentum eine Gemeinde des Satans ist. Der polemische Charakter, der den Evangelien anhaftet, bringt es mit sich, daß man die düsteren Schilderungen, die sie von dem Judentum und in erster Linie von den Pharisäern entwerfen, nur mit großer Vorsicht für eine geschichtliche Darstellung verwenden darf.

Zur selben Zeit, als die Evangelien entstanden, schrieb auch ein Jude die Geschichte seines Volkes: Flavius Josephus. In zwei großen Werken, den Altertümern und dem jüdischen Kriege, und der kleineren Selbstbiographie erzählt er die jüdische Geschichte vom Urbeginn bis auf seine Zeit, zuerst auf Grund der Bibel, dann aus anderen Quellen und zuletzt aus der eigenen Anschauung schöpfend. Zwar legt er dem Geschmacke seiner griechischen Leser entsprechend den Hauptwert auf die politische Geschichte, aber gelegentlich spricht er auch von den religiösen Parteien, er selbst zählt sich den Pharisäern zu und zeigt seine Kenntnisse von der jüdischen Lehre besonders in der Schrift gegen Apion, in der er sein Volk und seinen Glauben gegen die Angriffe der alexandrinischen Judenfeinde verteidigt.

Einen rechten Einblick in die Lehre der pharisäischen Partei geben uns aber erst die hebräisch geschriebenen Quellen. Da haben wir die Mischna, das Gesetzbuch der Pharisäer, eine Menge von Lehrsätzen religiösen und juristischen Inhaltes, die von Rabbi Jehuda ha-nassi am Ende des zweiten Jahrhunderts zusammengestellt wurde und die neben vielen Lehren späterer Rabbinen auch noch manches treu überlieferte Gut aus der alten Zeit der Sadduzäer bewahrt hat. Ergänzungen dazu finden wir

in einer anderen Sammlung solcher Lehrsätze, der Tosephta, und in der jerusalemitischen und babylonischen Gemara, jenen großen Kommentaren zur Mischna, an denen Jahrhunderte gearbeitet haben. Noch mehr aber haben die alten Rabbinen ihre religiösen Ansichten hineinverwoben in die Erklärungen der Schrift, die in den verschiedenen Midrasch-Werken gesammelt sind. Von den Sadduzäern ist freilich nur selten die Rede, historische Interessen lagen den Rabbinen fern. Es genügte ihnen, wenn sie im großen und ganzen die Kette der Überlieferung, die von Mose bis zu dem Autor der Mischna führt, im Gedächtnis festhielten und einige Lebensregeln jener großen Männer zusammenstellten (Sprüche der Väter). Mehr zum praktischen Gebrauch diente ihnen die Fastenrolle, ein Verzeichnis der Halbfeiertage, an denen aus irgendwelchen frohen Veranlassungen das Fasten und Trauern verboten war; und da ein Teil dieser Tage, wie man später glaubte, als Feier von Siegen über die Sadduzäer eingesetzt war, so haben sich uns auf diese Weise auch in den rabbinischen Quellen einige Notizen über die Feinde der Pharisäer erhalten.

Und endlich gibt es noch eine dritte Klasse von Schriften, die uns ganz besonders gut über jene Zeit Aufschluß geben, weil sie in ihr entstanden sind. Wir nennen sie Apokryphen (verborgene Schriften) und Pseudepigraphen (Schriften unter einem falschen Namen). Sie galten in der Kirche als ein Anhang zur Bibel, der nur nicht so heilig war wie diese selbst. Sie sind teils geschichtlichen Inhalts wie die Makkabäerbücher, teils weise Lehren wie die Sprüche des Jesus Sirach, Gebete wie die Psalmen Salomonis, romanhafte Erzählungen wie Judit und Tobit, geheimnisvolle Prophezeiungen und Ermahnungen wie das Buch Henoch, die Himmelfahrt Moses und die Testamente der zwölf Patriarchen, erweiternde Ausschmückungen der biblischen Geschichte wie das Buch der Jubiläen, und anderes mehr. Verschieden wie ihr Inhalt sind auch die Sprachen, in denen sie uns erhalten sind. Die meisten zwar, wie das erste

Makkabäerbuch und die Psalmen Salomons, deren ursprüngliche Sprache hebräisch war, sind nur griechisch auf uns gekommen, das Buch der Jubiläen hat uns die äthiopische Kirche bewahrt bis auf einige Fragmente in lateinischer Sprache. Die schwachen Spuren der Himmelfahrt Moses fand man lateinisch auf einem Pergament, das zum zweiten Male mit einem anderen Text beschrieben war, nachdem man die erste Schrift abgewaschen hatte. Von Sirach, der bis vor Kurzem außer in griechischer und syrischer Sprache noch in mehreren Übersetzungen bekannt war, haben sich vor einigen Jahren in dem Keller der Synagoge von Altkairo Teile des hebräischen Originals wiedergefunden. Die Testamente der Patriarchen kann man griechisch, armenisch, altslavisch und zum Teil aramäisch und hebräisch lesen, und Henoch ist in zwei Rezensionen, äthiopisch und altslavisch, auf uns gekommen, bis auf ein großes Fragment in griechischer Sprache, das man in einem Grabe in Oberägypten gefunden hat. — Verschieden war endlich auch der Standpunkt der Verfasser. Während im zweiten Makkabäerbuch und in den Psalmen Salomons, sowie in Teilen des Buches Henoch überzeugte Pharisäer zu uns reden, kommen in den anderen Schriften nun endlich auch einmal Autoren zum Wort, die zu den Sadduzäern gehörten oder ihnen nahe standen und ihre Sache vertraten, sodaß wir nicht mehr auf die einseitige Schilderung ihrer Gegner angewiesen sind. Und zu dieser Gruppe gehören endlich noch die Überreste einer kleinen hebräischen Schrift, die ebenfalls in der Genisa zu Alt-Kairo entdeckt wurde und die man die Statuten einer sadduzäischen Sekte nennen kann.

Solcher Art sind die Quellen, aus denen der Geschichtsschreiber das Bild zusammenfügt, das den Kampf der Pharisäer und Sadduzäer darstellen soll.

---

2. Die Vorgeschichte.

Im Jahre 536 vor der üblichen Zeitrechnung kehrten 42.000 Juden aus dem babylonischen Exil nach Judäa zurück. Ihre erste Sorge galt dem Heiligtum, und nach unendlichen Schwierigkeiten wurde der neuerbaute Tempel eingeweiht. Dank den großen Propheten der Vergangenheit war der Götzendienst für die neue Gemeinde ein überwundener Standpunkt, der Glaube an den einzigen Gott, der Himmel und Erde geschaffen, der die Schlechtigkeit haßt und das Gute liebt, lebte tief in dem Herzen des Volkes, das sich dieser Erkenntnis wegen als das auserwählte Priestervolk dieses heiligen Gottes betrachtete. Nicht etwa, daß nun die Religion im Leben dieses Völkchens die erste und wichtigste Stelle einnahm, das verhinderte schon die Not und Sorge des täglichen Lebens, die nicht allzuviel Raum für eine religiöse Betätigung ließ. Man lebte in und um Jerusalem nicht viel anders als in der jüdischen Militärkolonie auf Elefantine, die wir aus den berühmten aramäischen Papyrusurkunden kennen. Man verehrte Gott, opferte ihm allein, schwor bei ihm, nannte die Kinder nach seinem Namen, aber daß es verboten sei, heidnische Frauen zu heiraten, daß man nicht an Arme Geld auf Zinsen leihen dürfe, daran dachte niemand. Der Sabbat war der Markttag, und die Feste waren nur durch den Opferschmaus ausgezeichnet. Ein Gesetz Gottes beobachtete man nicht.

Da kam Esra und brachte die Bücher Moses von Babel mit. Das bedeutete einen Umschwung. Die Thora wurde das Gesetzbuch des Volkes, die heidnischen Frauen wurden entlassen, die Feier der Sabbate und Feste streng durchgeführt, und die mannigfaltigen Vorschriften des

Pentateuch wurden zum geltenden Recht. Damit war das Werk der Propheten gekrönt. Was sie gefordert und gelehrt, sollte nun im praktischen Leben Geltung bekommen. Das Leben des Juden wurde nicht durch das Gesetz eingeschnürt, sondern geadelt, die Sittlichkeit nicht erstickt, sondern hervorgerufen. 613 Gebote und Verbote, wie sie einer talmudischen Zählung zufolge in der Thora enthalten sind, waren es zwar nicht, die der Jude im gewöhnlichen Leben tagtäglich berücksichtigen mußte. Die große Anzahl der Opfervorschriften ging nur den Priester an, der sie aus Gewohnheit schon kannte, das bürgerliche Recht und die Prozeßordnung nur den Richter. Weder die Verbote der Verwandtenehen noch die hygienischen Bestimmungen über den Aussatz traten alltäglich in die Erscheinung. Aber dennoch blieb genug übrig, was das Volk emporheben sollte auf eine höhere Stufe sittlicher Kultur. Die Gebote, den Bruder zu lieben, ihm nichts nachzutragen, dem Esel selbst des Feindes beizustehen, Rücksichtnahme selbst auf das unvernünftige Tier zu üben, sollten das Volk zu einem Priestervolke machen, Sabbatruhe und Festesfreude sollten es heiligen und waren die großen göttlichen Institutionen, die eine Wohltat für die Menschheit wurden. Wenn irgend etwas eine Last war, dann waren es die Steuern, die mannigfaltigen Abgaben, die der Bauer dem Priester entrichten sollte, deren Härte dadurch gemildert wurde, daß man sie nicht oder höchst unregelmäßig bezahlte.

Denn wenn auch die Gültigkeit der Thora nicht bestritten wurde, so wurde sie deshalb noch lange nicht streng gehalten. Ein paar Jahre nach der Einführung des Gesetzes hatte Nehemia bei seinem zweiten Aufenthalt in Jerusalem bereits dieselben Übelstände abzustellen, die er zum ersten Male dort vorgefunden hatte, und das Volk änderte sich nicht so schnell. Und das war ganz natürlich. Es gab ja keine Schulen, in denen die Kinder im Gesetze hätten unterrichtet werden können, es gab noch keine Synagogen mit regelmäßiger Thoravorlesung, nur alle sieben Jahre sollte das fünfte Buch Moses, das Deuteronomium, am Hüttenfeste öffentlich verlesen wer-

den. Nur der Gebildete kannte die Thora, und der Gebildete war der Priester, der Zeit zum Lesen hatte. Er war daher auch der Schreiber, der Schriftsteller, der Richter, der Arzt, kurz, er repräsentierte alles, was es an geistiger Kultur in dem kleinen Gemeinwesen gab. Seit Ezechiel und Esra waren die Priester die Träger der göttlichen Lehre.

Aber wenn auch die Thora nicht von vornherein den überragenden Einfluß hatte, den sie sich allmählich eroberte, so war doch ein anderer mächtiger Faktor da, der das Leben des Volkes regelte, das war der **Volksbrauch.** Er pflanzte sich vom Großvater auf Vater, Sohn und Enkel fort. Man wußte nicht, wann er entstanden war, er war da und wurde respektiert. Man fragte nicht, nach welchem Kalender man die Feste zu feiern habe — seit unvordenklichen Zeiten hatte man immer die Zeitrechnung nach dem Monde bestimmt, und dabei blieb man. Die Pergamentstreifen mit Pentateuchversen band man nicht nach dem Wortlaut des Gesetzes zwischen die Augen und an die Hand, sondern wie die alten Amulette an die Haare und den linken Oberarm. Auch Neues kam hinzu, allmählich, unbemerkt und von selbst oder durch die Behörden verfügt. Das religiöse Gefühl mußte sich irgendwie Luft machen, und da das Opfern außerhalb Jerusalems verboten war, so begann man das Gebet, das die heiligen Handlungen dort begleitete, mitzunehmen in das Heimatsdorf, es entstanden Synagogen, die ersten regelmäßigen Gebete wurden geschaffen. Der alte Glaube an ein Fortleben der Seele in der Unterwelt wurde durch die neue Lehre von der Auferstehung ersetzt. Ein neues Fest, Purim, fand Eingang. Auch der Richter entschied nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern nach der Sitte, die seit uralters in Gebrauch war. Der nachlässige Herr des stößigen Ochsen wurde nicht getötet, wenn auch geschrieben stand, er solle sterben, sondern er kam mit einer Geldbuße davon. Und wer einem andern den Zahn ausschlug, der hatte als Schadenersatz Geld und nicht den eigenen Zahn dafür zu geben. So war es seit jeher gewesen, man dachte an keine Änderung.

In dieses ruhige Leben der Judenheit kam plötzlich Bewegung durch eines der größten weltgeschichtlichen Ereignisse: die Eroberung Vorderasiens durch Alexander den Großen, die eine Kulturtat ersten Ranges bedeutete (um 330). Die Völker des vorderen Orients wurden zum ersten Male mit griechischer Kultur bekannt und von ihr durchtränkt. Wo bisher der Kult der heimischen Götter fast die einzige geistige Betätigung der gesunkenen Nationen war, da eroberte sich griechische Kunst und Wissenschaft im Fluge die Herrschaft. Prächtige Tempel in hellenischer Schönheit entstanden, in den Gymnasien wurde die Jugend in den Künsten der Musen ausgebildet, im Theater sah man die herrlichen Werke der großen griechischen Dichter. Das Weltbild erweiterte sich unendlich. Über alle Fragen der Astronomie, der Geographie, der Mathematik, der Technik, der Medizin, der Psychologie, der Logik hatten griechische Gelehrte schon geschrieben, und ihre Bücher kamen in die neuerbauten Bibliotheken und in die Hand des Gebildeten. Skeptiker und Materialisten, Verteidiger der Religion und Idealisten zogen in die Hauptstädte der neugriechischen Staaten ein, und was geistig nur etwas regsam war, schloß sich griechischer Sitte an, sprach griechisch, suchte sich den neuen Herren anzugleichen.

Die Juden wurden genau wie alle andern von dem Taumel des Zeitgeistes erfaßt. Gegenüber der rauschenden Schönheit griechischen Wesens verblaßten die ernsten Lehren der Väter. Wer, wie der Verfasser des Kohelet, alles für eitel erklärte und beim Epikuräertum landete, aber wenigstens noch Gottesfurcht predigte, gehörte noch zu den Besten, die Masse war schlimmer. Man nahm die griechische Tracht an, man lernte die Sprache der Gebildeten, man turnte nackt in den Gymnasien; mit Epheuzweigen geschmückt, feierte man die hellenischen Feste, man nahm auch an den Schattenseiten der griechischen Sinnenlust teil und schämte sich der barbarischen altväterlichen Sitten. Wie die Griechen die Werke ihrer alten Dichter ohne jede Scheu und Pietät beurteilten und kritisierten, so erging es jetzt zum ersten Male der Thora:

die Fehler ihrer Helden wurden aufgedeckt, mit dialektischen Gründen die eigene Handlungsweise aus der Thora selbst verteidigt. Besonders die Gebildeten taten sich im Abfall zuvor. Langsam, aber sicher nahm das Verhängnis seinen Lauf. Das jüdische Volkstum und mit ihm die jüdische Religion drohte zu verschwinden.

---

3. Die Reaktion gegen den Hellenismus und die Entstehung der Parteien.

Das Alter ist konservativ und bleibt bei den gewohnten Sitten, und auch draußen auf dem Lande, wo der große Verkehr nicht hin- und herflutet und die Menschen umwandelt, behält das Alte seine Geltung. Es gab unter dem jüdischen Volke doch viele, die weiter sahen, und die sich von der von außen so prächtigen und glänzenden griechischen Kultur nicht blenden ließen. Die wußten oder fühlten instinktiv, daß auch im Hellenismus manches morsch und verdorben war. Die erkannten die Sittenreinheit und die schlichte Erhabenheit des israelitischen Gottesglaubens. Auf sie übte der Abfall die Wirkung aus, daß sie das verachtete Gesetz umso mehr liebten, es umso strenger hielten, je leichtfertiger die anderen damit umgingen. Man fing an, die alten Schriften noch mehr als bisher zu lesen und zu verbreiten, man schloß sich zu Vereinen zusammen, man kämpfte gegen das fremde unjüdische Wesen. Die Priester, soweit sie treu geblieben waren, stellten sich an die Spitze der Bewegung. Es entstand eine heftige Polemik gegen die Hellenisten, die ihren Standpunkt mit allen den Waffen, die ihnen ihre gesellschaftliche Stellung und ihre Bildung boten, zu verteidigen wußten.

In den inneren Streit mischte sich die Politik. Ehrgeizige Fanatiker des Hellenismus wollten die Sache zur Entscheidung bringen. Ein irregeleiteter syrogriechischer König, Antiochus Epiphanes, ließ sich dazu verleiten, ihnen die Machtmittel des Staates zur Verfügung zu stellen. Im Tempel wurde ein Götzenbild aufgerichtet, die jüdische Religion wurde verboten und die Hellenisierung gewaltsam durchgeführt (168 v. d. ü. Z.). Alle Greuel einer Religionsverfolgung ergossen sich über das unglückliche Land, und zum ersten Male sah

die Weltgeschichte ein Volk von Märtyrern, das für seinen Glauben sein Leben dahingab. Da war die Sache des Hellenismus in Judäa verloren. Wie ein Mann erhob sich das Volk, auch alle, die vorher noch schwankend und lau gewesen waren, gegen den Zwang. Mit jedem Märtyrer, der für die Wahrheit gezeugt hatte, wuchs die Kraft der Bewegung. Die nationale Begeisterung trat für die Religion ein. Jetzt ging es nicht mehr um Gründe und Gegengründe, jetzt war die Freiheit im Spiel. Was griechisch war, war feindlich. Fort mit den fremden Sitten, für Heimat und Glauben, für Weib und Kind! hieß die Losung. Die schlechtgeführten syrischen Söldner erlagen dem verzweifelten Ungestüm der begeisterten Juden. Ein jahrzehntelanger Kampf wogte hin und her mit wechselndem Glücke, aber bereits nach den ersten Schlachten war die Religion gerettet, und nur noch um die Unabhängigkeit des Landes wurde weiter gekämpft. Ein Heldengeschlecht aus dem Stamme der Priester war es gewesen, das die Nation in dem ungleichen Kampfe zum Siege geführt und die Religion gerettet hatte: die Makkabäer. Nun wurden sie die Fürsten des dankbaren Volkes.

Die Hellenisten hatten ausgespielt. Sie waren plötzlich aus einer Partei des Volkes zu Feinden des Volkes geworden. Ihre eigenen Kinder nahmen gegen sie Partei und standen auf der Seite der Nationalen. Die ganze Nation war einmütig entschlossen, zum Gesetze der Väter zurückzukehren und die fremden Sitten abzulegen, hatten doch der Abfall vom Gesetze und die Einführung der neuen Sitten all das Unglück verschuldet, das über das Land hereingebrochen war.

Aber eine lange Reihe von Generationen kann man nicht spurlos aus der Geschichte eines Volkes streichen. Der alte Zustand, wie er hundert Jahre vor dem Siege der Hasmonäer bestand, als man naiv-gläubig das mosaische Gesetz zu befolgen meinte und dabei doch mehr die lebendige Sitte befolgte, war nicht wieder herzustellen. Inzwischen hatte die Kritik der Hellenisten das Auge geschärft, man kannte die Thora genauer und

wurde darauf aufmerksam, daß man manches tat, wozu man auf Grund der Thora nicht berechtigt war. Besonders die Priester, die Lehrer des Volkes, die von jeher die besten Kenner und Hüter des Gesetzes gewesen waren, sahen nun den Widerspruch zwischen Lehre und Leben, zwischen dem, was geschrieben stand, und dem Brauche, den man befolgte. Für die Kinder der Hellenisten, die wieder zum Judentume zurückkehrten, gab es keine fortlaufende Tradition, für sie waren die ungeschriebenen Volkssitten genau so gut fremde Eindringlinge in die reine Gotteslehre wie die griechischen Gebräuche, gegen die man zum Schwerte gegriffen hatte, nur daß der Abfall hier unter jüdischem Namen auftrat und das Übel älter und eingewurzelter war. Man durfte nicht dulden, daß der junge Staat mit den alten Sünden von vorne beginne. Nur die Thora sollte Geltung behalten.

Die alten Frommen hatten für andere Ideale gefochten. Sie hatten die Sitten der Väter, die geheiligten Bräuche der Ahnen verteidigt. Für sie existierte kein Widerspruch zwischen dem Gesetze und der Sitte, eines war die notwendige Ergänzung des anderen, beides gleich ehrwürdig und verbindlich. Sie hielten fest an der Überlieferung der Alten, an der Tradition. So war es, kaum daß die Not des auswärtigen Krieges nur ein wenig nachgelassen hatte, schon wieder innerhalb der antihellenistischen Partei zu einer Spaltung gekommen, die jahrhundertelang das Judentum zerwühlte: auf der einen Seite die Chassidim, die Frommen, die Vertreter der Tradition, auf der anderen Seite die von Priestern aus dem Hause Zadoks geleiteten Verfechter der reinen Thoralehre.

Draußen tobte der Kampf gegen die Syrer weiter, aber das störte die erhitzten Gemüter nicht. Es ging um viel. Es handelte sich darum, ob der Buchstabe des Gesetzes in Israel herrschen solle oder die Tradition, wie sie sich lebendig im Volke herausentwickelt hatte.

---

4. Die Lehren der Sadduzäer.

In steigendem Maße hatten im Laufe der jüdischen Geschichte die Priester aus dem Hause Zadoks, eines Mannes, der zur Zeit der Könige David und Salomo lebte, die Macht an sich gerissen. Sie hatten den Volkssitten zum Trotz die Einführung des durch und durch priesterlichen Gesetzes erzwungen, sie hatten die letzten Nachkömmlinge des davidischen Königshauses verdrängt und die Hohenpriester zu Herren des Staates gemacht. Jetzt standen sie am Ziele. Der Volksbrauch sollte vollständig dem geschriebenen Gesetze weichen, die eigenen Ansprüche ließen sich nicht aus der Tradition, wohl aber aus dem Pentateuche herleiten.

Seit den Tagen des Exils war im Volke nie die Hoffnung erloschen, daß Juda wieder groß und mächtig werden würde wie einst unter David und Salomo, und es gab so manche Stelle in den Büchern der Propheten, die dem Hause Davids unvergängliche Dauer und das Königtum in der kommenden glücklichen Zeit verhieß. So wartete das Volk auf den zukünftigen König, den Gesalbten, den Messias. Aber in der Thora steht nichts von David und seinem Geschlechte. Levi ist der erwählte Stamm. Nur einen Gesalbten kennt das Buch Moses, das ist der gesalbte Priester, Ahron und seine Nachkommen, denen Gott das ewige Priestertum verliehen hatte, das höchste Amt in der Theokratie, die von Gott zu Führern und Lehrern des Volkes bestellt waren. „Ein Königreich der Priester sollt ihr mir sein", hatte Gott am Sinai verkündet: der König, den Gott erwählt, ist zugleich der Hohepriester, und ein Hinweis darauf fand sich schon in der Gestalt jenes Zeitgenossen

des Stammvaters Abraham, des Malkizedek, des Königs von Jerusalem, der sich Priester des höchsten Gottes nannte. Und so, wie es die Thora verhieß, war es nun gekommen: die Hasmonäer aus dem Geschlechte Zadoks hatten Hohepriestertum und Königswürde in ihrer Hand vereinigt und nahmen den Titel „Priester des höchsten Gottes" an, und die Anhänger der Thorapartei, die man deshalb die Anhänger Zadoks, Sadduzäer (Zadokäer) nannte, erkannten gern und willig die neuen Priesterherrscher an. Auf einen Messias brauchte man nicht länger zu warten, denn der gesalbte Priesterkönig war ja leibhaftig da. Weiter konnte das Leben nichts bringen, die Gegenwart hatte die Hoffnungen erfüllt. Da existierte allerdings noch solch ein alter Glaube unter den Leuten, daß es nach dem Tode noch eine Auferstehung und ein letztes Gericht gäbe, in dem die Guten belohnt, die Bösen bestraft würden, aber das alles lehnten die Sadduzäer ab, nicht so sehr, weil sie ungläubig und verweltlicht waren, sondern weil Mose nichts darüber gesagt hatte, weil die Thora einzig und allein das irdische Glück für die Befolgung der Gebote in Aussicht gestellt hatte.

Selbstverständlich blieb es nicht beim Bestreiten einiger theoretischer Glaubenssätze, das ganze Leben des Volkes sollte nach dem Wortlaute der Thora geregelt werden. Man wollte in doktrinärer Verblendung die Zeit um einige Jahrhunderte zurückschrauben. Das alte jus talionis: Auge um Auge, Zahn um Zahn, das als Maxime der Rechtspflege gewisse Berechtigung hat, aber praktisch angewendet in den Zustand der Barbarei führt, sollte wieder eingeführt werden, weil es sich in der Thora findet. Die Todesstrafe, mit deren Androhung der Pentateuch recht freigebig ist, sollte wirklich überall vollzogen werden, wo das Gesetz es verlangt, und noch in späterer Zeit erzählte man von Fällen, in denen wirklich ein Mann, der am Sabbat geritten war, gesteinigt, eine Priestertochter, die gebuhlt hatte, mit Stricken von Weinreben gebunden und verbrannt war. Gewiß war die Todesstrafe auch vorher nicht abgeschafft gewesen, aber sie war mit so vielen Kautelen

umgeben, daß sie praktisch nicht häufig vorkam. Jetzt kam sie durch die Sadduzäer wieder in Aufnahme, die daher wegen ihrer strengen Strafen berüchtigt waren. Selbst dort, wo sie einmal erleichternd urteilten, hatten sie das Volksempfinden gegen sich. Sie behaupteten, daß die falschen Zeugen nur dann straffällig seien, wenn sie durch ihre falsche Aussage ihre Absicht bereits erreicht hätten, während nach ihren Gegnern auch schon ohnedem die Strafe eintrat. Im allgemeinen waren jedoch die Sadduzäer die erschwerenden. Die strengen Sabbatgesetze, die das Tragen von Gegenständen aus dem Hause auf den Hof oder in die Gasse verboten, hatte man dadurch gemildert, daß man symbolisch Haus und Hof und Gasse zu einem Bezirke „vermischte" (Erub), die Sadduzäer lehnten diese liberale Maßnahme strikte ab. Um die Opfer des Volkes, die die Thora fordert, regelmäßig darbringen zu können, hatte man seit Nehemia eine Kopfsteuer von ⅓, beziehungsweise ½ Schekel von der Bevölkerung jährlich eingezogen. Man hätte denken sollen, daß eine solche vernünftige und notwendige Maßregel auch von den Sadduzäern anerkannt wurde. Aber nein! Die Thora verlangt nicht mit klaren Worten eine solche Steuer, also müssen die Opfer durch freiwillige Spenden bestritten werden. Es war eine Sitte, daß vor dem Manne, der die Frau des kinderlos gestorbenen Bruders nicht ehelichen wollte, die Schwägerin auf den Boden spie, um ihm ihre Verachtung zu bezeugen. Den Sadduzäern genügte das noch nicht: sie mußte ihm nach dem Buchstaben des Gesetzes ins Gesicht speien. Man hatte die Einrichtung getroffen, daß jemand, der leichtsinnig etwas gelobt hatte und sein Gelübde bereute, vor die Lehrer trat, es sich auflösen ließ und dann frei war; eine heilsame Bestimmung, die dem überhandnehmenden Gelübdewesen Einhalt gebot; die Sadduzäer aber stellten sich auf den Standpunkt des geschriebenen Rechtes: ein Gelübde, und mag es noch so leichtsinnig sein, muß erfüllt werden, die Thora hat nirgends den Weisen die Befugnis zugesprochen, ein Gelübde für aufgehoben zu erklären. Es hatte sich die

Sitte eingebürgert, Brot nur zu essen, nachdem man sich die Hände gewaschen, ein Brauch, der aus Gründen der Heiligkeit entstanden, in hygienischer Beziehung von den segensreichsten Folgen sein mußte — die Sadduzäer lehnten ihn ab, weil er nicht von der Thora geboten war. Aus demselben Grunde sollten alte Gebräuche wie die Umkreisung des Altars mit Weiden und das Wasseropfer am Laubhüttenfeste, wahrscheinlich auch das Purimfest abgeschafft werden, sogar den Gebeten scheinen die Sadduzäer feindlich gewesen zu sein. — So traten sie überall der gesunden Entwicklung reaktionär entgegen, und Josephus hatte nicht so unrecht, als er schrieb: Die Pharisäer folgen überall der Vernunft, die Sadduzäer aber dem Gesetze.

Nicht immer freilich waren die Gesetze, die die Sadduzäer aus dem Schriftworte herleiteten, vernunftwidrig. Wenn sie den Honig verboten, weil er von einem unreinen Tiere herstamme, so hat das sicherlich seine Berechtigung; nur daß das Volk nicht auf den gewohnten Genuß verzichten wollte, ist klar. Wenn sie von dem Hohenpriester verlangten, er solle am Versöhnungstage bereits vor dem Betreten des Allerheiligsten das Räucherwerk auf die Pfanne legen, um nicht den geweihten Raum deutlich zu sehen, und nicht erst innerhalb desselben die heilige Handlung vollziehen, so ist das wohl verständlich, ebenso wie ihr Verlangen, daß der Priester, der die rote Kuh darbrachte, völlig rein sein solle. Auch die Bestimmungen über die Reinheit der Frauen hatten, soweit wir sie kennen, nicht den Vergleich mit den pharisäischen zu scheuen. Wenn sie den Vers: „Eine Frau zu ihrer Schwester sollst du nicht nehmen bei ihren Lebzeiten“ als ein Verbot der Polygamie auffaßten und übersetzten: „Eine Frau zu einer anderen sollst du nicht nehmen“, so schlugen sie damit der geltenden Rechtsauffassung ins Gesicht, aber man wird den Wert ihrer Auffassung nicht verkennen. Auch dort, wo sie in Fällen, die die Thora nicht behandelt, das Recht fortbildeten, zeigen sie bisweilen, daß ihnen der klare Blick für die Dinge des Lebens nicht völlig

abhanden gekommen war. Wenn ein Mann bei seinem Tode eine Tochter und eine Sohnestochter hinterläßt, so sollen die beiden Frauen nach den Sadduzäern das Vermögen teilen, da der verstorbene Sohn nicht mehr erben kann und beide Frauen als Töchter des Vaters gelten, während die Pharisäer behaupteten, daß dem verstorbenen Sohne und damit seiner Tochter das ganze Vermögen gebührt. Die Sadduzäer treten ferner dafür ein, daß der Herr für den Schaden, den sein Sklave anrichtet, haftbar zu machen sei, während die Pharisäer diese Haftpflicht leugnen. Aber so sympathisch uns auch in vielen dieser Fälle der Standpunkt der Sadduzäer anmuten mag, so war doch der Preis dafür allzu teuer: die lebendige Tradition, die Sitte, wurde geopfert, und wenn die Sadduzäer einerseits lehrten, daß der Wille des Menschen völlig frei sei, so wollten sie andererseits diesen freien Willen knechten und dem Gesetze des Buchstabens untertänig machen.

Dieser Widerspruch gegen alles, was Sitte und Tradition heißt, führte dann endlich zu der gefährlichsten und weittragendsten Reform, die die Sadduzäer beabsichtigten, zu einem Angriffe auf den Kalender. Statt des regelmäßigen Mondjahres sollte das Sonnenjahr eingeführt werden, denn man darf dasselbe Fest nicht bald früher, bald einen ganzen Monat später feiern. Der dreizehnte Monat, der ab und zu eingeschaltet wird, um das Mondjahr dem Sonnenjahre anzugleichen, ist Menschenwillkür, das Gesetz kennt ihn nicht und deutet ihn nirgends an. Die ganze Natur richtet sich nach der Sonne, nach einem Gesetze am Himmel, das ebenso ewig und unabänderlich ist wie das Gesetz, das derselbe Schöpfer in seiner Thora niedergelegt hat. So lehrten die Sadduzäer. Sie behaupteten, daß die in Wirklichkeit heiligen Tage entweiht, die unheiligen Arbeitstage festlich begangen wurden. Nicht nur das Wochenfest, das nach der Schrift auf den 50. Tag nach dem Sabbat, nach der Tradition aber auf den 50. Tag nach dem ersten Pesachtage fällt, sondern sämtliche Feste wurden nach ihrer Ansicht an falschen Tagen gefeiert. Wie lange

noch, und der Zorn Gottes mußte die sündige Nation für die ständige Verletzung des Gesetzes treffen.

Jetzt war weder Friede noch Kompromiß zwischen den streitenden Parteien mehr möglich. Mochte jeder einzelne schon glauben, was er wollte, mochte er selbst in Kleinigkeiten tun, was ihm beliebte, aber jetzt war das öffentliche Interesse im Spiel, die Grundlage des ganzen religiösen Lebens, wie es sich im Opferdienst im Tempel und den Festtagen zum Ausdruck brachte, war erschüttert, und ein Recht, das die Nation nicht anerkannte, sollte ihr aufgezwungen werden. Der Kampf mußte ausgefochten werden — bis zur Vernichtung.

---

5. Die Pharisäer.

Der Streit der Parteien.

Die Masse des Volkes lehnte die revolutionären Ideen der Sadduzäer ab und blieb bei den Ueberlieferungen der Väter und den altgewohnten Sitten. Die gelehrten Priester, die bisher die geistige Herrschaft fast unumschränkt ausgeübt hatten und nun zum größten Teil zu den Sadduzäern übergingen, wurden abgelöst durch einfache Männer aus dem Volke, denen nicht der Adel der Geburt, sondern allein ihr Wissen und ihr Eifer für die Tradition ihre leitende Stellung verschafften. Der Brauch des Volkes wurde auch durch Volksführer verteidigt. Diese neuen Führer waren die Pharisäer.

Wie die Pharisäer zu ihrem Namen kamen, ist uns nicht überliefert. Das freilich ist sicher, daß sie nicht die „Abgesonderten" (Peruschim, Perischaja) genannt wurden, weil sie sich etwa hochmütig vom Volke abgesondert hätten, sie waren im Gegenteil seine Lieblinge, seine anerkannten Führer und vertraten stets und überall seine Interessen. Näher liegt es, daran zu denken, daß sie sich streng von aller Unreinheit fernhielten und daher die von Unreinheit Abgesonderten genannt wurden. Das Wahrscheinlichste aber ist, daß ihr Name mit ihrer Tätigkeit zusammenhängt: ihre Beschäftigung nämlich bestand darin, daß sie die Schrift erklärten (Perusch), und deshalb wurde ihnen der Name Pharisäer, „die Erklärer", gegeben.

Denn nicht nur die Sadduzäer allein befaßten sich mit den Büchern Moses, die für sie die einzige Quelle des jüdischen Rechtes und der jüdischen Religion waren, auch in den Kreisen der Traditionspartei, im ganzen jüdi-

schen Volke war der Glaube an die Heiligkeit und Verbindlichkeit der ältesten göttlichen Urkunde verbreitet, nur wollte es von seinem Brauch und seiner Tradition ebensowenig lassen. Wie aber? Wenn die Thora das eigentliche, wahre Gesetzbuch Israels war, hatten dann die Sadduzäer nicht recht, wenn sie die Überlieferung neben ihr nicht gelten lassen und alles, was nicht mosaisch war, abschaffen wollten?! Da tauchte in einem der Frommen, Jose ben Jochanan, ein genialer Gedanke auf. Wie, wenn man die Lehren der Tradition in der Thora selbst angedeutet fände? Wenn man mündliche und schriftliche Lehre miteinander vereinigte und die mündliche an die schriftliche anlehnte, die Sätze der Tradition aus einzelnen Worten der Schrift herausinterpretierte? Dann war die Gefahr beseitigt, dann konnte der Gegner geschlagen werden, denn dann würde alles Volk sehen, daß die Tradition bereits von der Schrift vorausgesetzt und anerkannt ist. Es war eine eigentümliche Art der Schrifterklärung, die mit diesem Augenblicke einsetzte. Wenn man das Recht auf die Bestimmung des Kalenders beweisen wollte, so wies man auf den Vers hin: dieser Monat sei euch der Anfang der Monate (Exod. 12, 2). Seht ihr, hier steht es: dieser Monat sei e u c h, euch ist er gegeben, ihr dürft mit ihm tun, was ihr wollt, dürft ihn verlängern und verkürzen, früher oder später ansetzen, die Thora sagt es selbst. In dieser Art lehrten und forschten Jose ben Jochanan und seine Schüler, die sich um ihn sammelten. Man nannte sie Pharisäer, die Deuter des Gesetzes, oder auch Darschannim, die Sucher, sie erklärten das Gesetz durch die mündliche Tradition, sie suchten in ihm nach Anknüpfungspunkten, an die sie die Lehren der mündlichen Tradition anschließen konnten. So wurde die Thora eine Stütze für die mündliche Lehre.

Nicht alle Frommen, die an der Tradition festhielten, schlossen sich der Schule Jose ben Jochanans an. Jose ben Joeser lehrte: Man soll nicht die mündliche Lehre an die schriftliche anlehnen, denn damit gab man ja eigentlich das Prinzip der Gegner zu, daß nur die Thora Gültigkeit habe. Was irgendwie im Pentateuch stand,

erkannten ja auch sie an. Vielmehr sollte die mündliche Lehre unabhängig von den Büchern Moses ihre Geltung behalten, auch die Lehren, die man trotz allen Suchens nicht in der Thora angedeutet fand, durften nicht aufgegeben werden. Da gab es eine Parteiung auch unter den Frommen, aber es war nur ein Streit in einer taktischen Frage, praktisch hielten beide Schulen zusammen und bildeten eine Einheit gegenüber den Sadduzäern. Im Anfang überwog noch die alte Partei der Frommen, die mit Josua ben Perachja und Jehuda ben Tabbaj der Traditionspartei die Führer stellten, aber allmählich wurden sie von der Schule Jose ben Jochanans in den Hintergrund gedrängt. Sie waren ja den Feinden gegenüber zur Untätigkeit verurteilt und konnten auf deren Angriffe nur stereotyp die Verbindlichkeit der Tradition betonen, während die Pharisäer dem Gegner auf sein Gebiet folgten und die bestrittene mündliche Lehre in der Thora selbst wiederfanden. Auf den Schüler Jose ben Jochanans, Matthäus aus Arbela, folgte der tatkräftige Simon ben Schetach, der das Übergewicht der Pharisäer begründete. Bereits eine Generation später war der Streit verstummt. Die Frommen gingen in der Schule der Erklärer auf.

Die Sadduzäer hatten der pharisäischen Lehre gegenüber einen schweren Stand. Man kann zwar bestreiten, daß in den Worten: „du sollst das Opfer schlachten, wie ich dir befohlen habe," alle die traditionellen Schlachtregeln vorausgesetzt sind, aber für das ungeübte Denken ist es ohne weiteres einleuchtend, ist es ein vollgültiger Beweis dafür, daß die Thora eine ganz bestimmte Methode des Schlachtens fordert. Das Volk wollte nun einmal an der Tradition festhalten, und die Exegese der Pharisäer lieferte ihm die willkommene Rechtfertigung für sein Tun, indem sie lehrte und bewies, daß die Tradition ebenso alt war wie die Thora und von demselben göttlichen Gesetzgeber am Sinai geoffenbart.

Aber die Schwierigkeiten, die sich dem Sadduzäertume entgegenstellten, gingen nicht nur vom Gegner aus,

sie lagen in ihm selbst begründet. Der sadduzäische Grundsatz war klar und einfach, und doch konnte er sich nicht durchsetzen. „Wir wollen die Schrift befolgen, so wie es geschrieben steht, frei von allen Zusätzen, die menschlicher Willkür ihr Dasein verdanken, ohne die Schlacken, die sich im Laufe der Zeit angesammelt hatten" — das klingt so überzeugend und kinderleicht und ist in Wirklichkeit nicht nur unendlich schwierig, sondern geradezu unausführbar. Denn der naive Glaube des Gebildeten, man brauche ein Gesetz nur zu lesen, um es auch verstehen und halten zu können, bewahrheitet sich nie, und wer die Tradition abschaffen will, der schafft — seltsam genug — stets neue Traditionen. Die Geschichte der Religionen ist eine Geschichte dieses Irrtums. So haben im Judentume nach den Sadduzäern im Mittelalter die Karäer die Rückkehr zur Bibel gepredigt, so auch gewisse Vertreter der Reform in der Neuzeit, so hat Luther die Einrichtungen der katholischen Kirche abgelehnt und den berühmten Ausspruch getan: „Das Wort, sie sollen lassen stahn", so ist auch im Islam im 18. Jahrhundert eine mächtige Bewegung entstanden, die den Koran als einzige Richtschnur der Religion gelten lassen wollte (die Wahabiten). Aus allen diesen Kämpfen ist die Tradition wohl geschwächt, nie aber völlig besiegt hervorgegangen, und gerade bei den Sadduzäern liegen die Ursachen dieser geschichtlichen Erscheinung am klarsten zutage.

Die Sadduzäer wollten das Sonnenjahr einführen, um die willkürlichen Schaltmonate abzuschaffen, die in der Thora keine Begründung haben. Aber auch der Sonnenkalender kommt ohne Schalttage nicht aus, alle vier Jahre muß das Jahr 366 Tage haben. Vom Schalttage steht aber ebenso wenig etwas in der Thora wie vom Schaltmonat, die ganze Opposition war damit allein schon hinfällig. Außerdem aber ließen sich die Sadduzäer dazu verleiten, Sonnenjahre von 364 Tagen anzunehmen, weil in Natur und Thora derselbe göttliche Wille herrsche, der die Woche als Einheit festgesetzt habe. Daher müsse das Jahr genau 52 Wochen haben, ja sogar die Monate

sollten aus einer runden Anzahl von Wochen, bald vier, bald fünf, bestehen. Das war mathematisch sehr hübsch gedacht. Jedes Jahr und jeder Monat fing am Sonntag an und endete am Sonnabend, aber es war eine Willkür schlimmer als der Mondkalender und nicht wie dieser durch Sitte und Tradition geheiligt. Und dann hatten die Gegner auch bald herausgefunden, daß die Thora nicht nach solchen Monaten rechnet, und schon kam Uneinigkeit in die sadduzäischen Reihen, und manche wollten so weit doch nicht gehen, wollten die Rechnung nach dem Monde beibehalten und behaupteten nur, daß der Anfang des Monats nicht, wie die Pharisäer wollten, mit dem Sichtbarwerden des jungen Mondes, sondern mit dem astronomischen Neumonde zusammenfiele. — Die Inkonsequenz des neuen Programmes und die Unmöglichkeit, alle Gegner der Tradition auf das neue Programm hin zu einigen, macht es so außerordentlich schwer, die bestehenden Zustände zu erschüttern.

Genau so war es nun bei den anderen Streitpunkten. Nach der Tradition fiel das Wochenfest 50 Tage nach dem ersten Pesachtage, nach der Schrift aber 50 Tage nach dem „Sabbat". Aber welcher Sabbat ist gemeint? Der Sabbat des Pesachfestes, wie es ein Teil der Sadduzäer wollte, oder der Sabbat, der zufällig der letzte vor der Ernte ist, oder der letzte Tag des Pesachfestes, wie es wieder andere für richtig hielten? Wiederum lag hier der Ansatz zu einer Bildung von Sekten vor, die, jede für sich, ihre Tradition ausbilden mußten, deren Gründe ebenso angreifbar waren wie die pharisäische Tradition, gegen die man sich gewandt hatte.

Die Sadduzäer wollten die Thora wörtlich gehalten wissen. Das ist sehr leicht gesagt, aber die Thora selbst ist nicht vollständig, sie braucht Ergänzungen. Die Arbeit am Sabbat soll mit dem Tode bestraft werden. Bisher hatte die Tradition, das Volksempfinden bestimmt, was verbotene Arbeit ist. Jetzt mußten die Sadduzäer wohl oder übel selbst die Frage beantworten, und ihre Antwort fiel weit strenger aus als die der Überlieferung, und doch war sie ebenso wenig auf das Schrift-

wort gegründet, und der Unterschied war nur der, daß man statt der überlieferten neue Gesetze schuf. Aber selbst, wo das Gesetz keine weiteren Ausführungsbestimmungen erfordert, muß man zunächst den Sinn des Wortes kennen und verstehen. Ob mit dem Satze: „Eine Frau zu ihrer Schwester sollst du nicht nehmen" ein Verbot der Vielweiberei oder ein Verbot, die Schwester der Frau zu ehelichen, ausgesprochen sei, ist aus dem Wortlaut nimmermehr zu erkennen. So wurde die Exegese zu einer Notwendigkeit. Beide Parteien warfen sich mit Eifer auf das Studium der Thora, das nun eine so unendliche Wichtigkeit bekommen hatte. Jetzt sah man überhaupt erst ein, was alles in einem Buche, wie es die Thora ist, steht. Denn sie war ja jetzt nicht mehr ein Gegenstand religiöser Weihestunden, sondern ein Kampfobjekt streitender Parteien, jedes Wort eine Waffe in der Hand des Gegners. Ein Vorgang, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen, spielte sich ab: die Erklärung eines Buches nicht mehr das Studium gelehrter Professoren, sondern das Kampfgeschrei der Politiker eines Volkes. In dieser Zeit wurden die Bücher Moses zum Buche überhaupt, zur Bibel.

Das Volk mußte aufgeklärt werden. Die gelehrten Sadduzäer griffen zur Feder und schrieben Broschüren. Nicht unter dem eigenen Namen vertrat man seine Ansicht, sondern, wie es die Mode der Zeit mit sich brachte und auch erfolgversprechender war, unter dem Namen alter ehrwürdiger Gestalten aus der Bibel, der grauen Vorzeit, kam es ja doch nicht auf die Person des Verfassers an, sondern auf die Wahrheit der verfochtenen Lehre. So hatte ja auch in der großen Not der Verfolgungszeit einer der Frommen das Volk mit der Auferstehungslehre getröstet und diese seine Worte dem alten Propheten Daniel in den Mund gelegt, ein Gleiches taten jetzt die Sadduzäer. Da hatte nach dem Berichte der Bibel noch vor der Sintflut ein frommer Mann gelebt, Henoch mit Namen, 365 Jahre hatte er auf Erden gewandelt, dann war er nicht mehr, Gott hatte ihn zu sich genommen. Schon früh hatte sich die Sage seiner be-

mächtigt. Nun konnte er erzählen, was er im Himmel, wohin ihn Gott genommen hatte, alles gesehen, die Geheimnisse der Sternenkunde und der Natur überhaupt. Mit seinen 365 Jahren, die er lebte, war er dazu prädestiniert, der Lehrer des Sonnenjahres von 365 Tagen zu werden. So ermahnte er seine Kinder, die Gesetze Gottes zu halten, sonst werde die große Strafe, die Sintflut, kommen. Ein anderer Sadduzäer schrieb unter dem Namen des größten Propheten Moses ein Buch: „Die Einteilung der Zeiten nach Jubiläen". In scheinbar enger Anlehnung an die Genesis erzählt er die Urgeschichte von der Weltschöpfung an bis auf den Auszug aus Ägypten. Aber in geschickter Weise flicht er seine eigenen Ansichten in die Erzählung ein. Er wendet sich nicht nur gegen die Traditionspartei, sondern auch gegen die Hellenisten und ihre Angriffe auf die Bibel. Alles, was den Charakter der Stammväter herabsetzen könnte, wird gefärbt, beschönigt oder ganz und gar ausgelassen. Auch Abraham und seine Nachkommen hatten schon das Gesetz gehalten, und seither besteht es für ewige Zeiten unabänderlich fort. Mit griechischer Kultur gibt es keinen Frieden. Nicht Jafet, sondern Gott wohnt in den Zelten Sems, und alle die Schwankenden, die gern auf die politische Unabhängigkeit verzichten wollten, wenn nur die Freiheit der Religion gewährleistet wäre, ruft der Verfasser mit scharfen Worten zum Kampf. Im Mittelpunkte des Ganzen aber steht die Lehre, daß seit ewigen Zeiten sich die Einteilung der Zeit nach der Sonne richte und das Jahr 364 Tage habe. Seit der Schöpfung bestehen die Jubiläen von sieben mal sieben Jahren, während nach den Pharisäern die Jubiläen 50 Jahre hatten und erst seit dem Einzug in Kanaan zu Recht bestanden. Das Wochenfest sollte auf den fünfzigsten Tag nach dem Sabbat des Pesachfestes, der zugleich stets dessen siebenter Tag war, fallen. Überall tritt der Verfasser der pharisäischen Tradition entgegen und schafft in Anlehnung an die Schrift neue Gesetze. Seine Zukunftshoffnung ist rein irdisch: die Zeiten werden sich ändern und die Menschen wieder so wie in der Urzeit ein Jahrtausende langes

glückliches Leben führen. Ein Messias ist nicht von nöten, so wenig wie eine Auferstehung, der Verfasser stand auf seiten der Priesterfürsten, und alle Verheissungen und Segenssprüche häuft er auf Levi, den Priesterstamm, gegen den Juda, der Stammvater der davidischen Dynastie, auffällig zurücktritt. — So hatte also bereits Gott durch Mose für die Wahrheit der sadduzäischen Lehre gezeugt.

Die Wirkung dieser sadduzäischen Schriften, die gewiß nicht die einzigen in jener vielschreibenden Zeit waren, ist nur gering anzuschlagen. Das Volk blieb den Pharisäern und damit sich selber treu. Wir wissen nicht, ob diese auch mit der Feder die Gegner bekämpften oder ob sie die mündliche Lehre nur in mündlicher Belehrung vertraten, aber wie dem auch war, ihr Einfluß blieb ungeschmälert, und endlich kam es so weit, daß beide Parteien die Entscheidung ihres Zwistes nicht mehr in Diskussionen suchten, sondern auf dem Schlachtfelde. Der Bürgerkrieg entbrannte.

---

6. Der Bürgerkrieg.

Der Niedergang und die Wirkungen des Sadduzäertumes.

Die hasmonäischen Fürsten sahen den Zwiespalt ihres Volkes gewiß nicht gern. Aber wenn sie auch noch so sehr einen Ausgleich gewünscht oder selbst die pharisäischen Lehren bevorzugt hätten, so wurden sie doch geradezu gewaltsam den Sadduzäern in die Arme getrieben. Denn die Pharisäer sehnten sich ja nach einem anderen Herrscherhause, den Nachkommen Davids, die Sadduzäer dagegen waren königstreu und behaupteten, daß den Priestern auch die Krone gebühre. So waren die Hasmonäer gezwungen, die wichtigsten Stellen der Armee und der Staatsverwaltung mit Sadduzäern zu besetzen, die sadduzäischen Beamten und Offiziere wurden durch ihre Gehälter und durch die Beute auf ihren Kriegszügen reich, während die Pharisäer unter dem niederen Volke ihre Anhänger fanden und, von den hohen Staatsposten ausgeschlossen, arm blieben. So kam auch noch ein sozialer Gegensatz in den religiösen Streit hinein.

Die älteren Hasmonäer, Simon und Johann Hyrkan, hatten es noch mit Rücksicht auf die Gefühle der Pharisäer vermieden, den Königstitel anzunehmen, und sich nur Volksfürsten genannt; trotzdem kam es bereits unter Johann Hyrkan zum offenen Bruche. Ein törichter Pharisäer verlangte in der Weinlaune von dem Priesterherrscher, er solle auf eine seiner Würden verzichten. Das war Hochverrat. Die pharisäischen Führer suchten zwar den unbequemen Parteigenossen, der eigentlich nur offen ausgesprochen hatte, was sie alle dachten, zu

desavouieren und verurteilten ihn, weil er die Mutter des Fürsten verdächtigt hatte, zu vierzig Geißelhieben, aber diese Strafe genügte Hyrkan nicht. Auf Betreiben der Sadduzäer, die die günstige Gelegenheit benutzten und den Zorn des Herrschers noch mehr anstachelten, sagte er sich vor aller Welt von den Pharisäern los. Die pharisäischen Gebräuche wurden offiziell abgeschafft, ja ihre Befolgung wurde sogar unter Strafe gestellt. Wie weit die Einführung der sadduzäischen Satzungen ging, wissen wir nicht, jedenfalls wird der Kalender kaum reformiert worden sein, aber dennoch wuchs die Erbitterung des Volkes über die neue Religionsverfolgung beständig, und damals bereits scheint es zu blutigen Kämpfen gekommen zu sein. Es ist selbstverständlich, daß nun, da jede Rücksichtnahme auf die Pharisäer aufgehört hatte, die Nachfolger Hyrkans auch den Königstitel annahmen, die davidische Dynastie war endgültig entthront. Es trug nicht dazu bei, die Stimmung des Volkes den Herrschern gegenüber zu verbessern. Endlich kam es zur Explosion. Am Laubhüttenfeste verrichtete der König Jonatan Alexander den Dienst im Tempel. Nach altem pharisäischem Brauche hatte er eine Schale Wasser am Altare niederzugießen, aber als Sadduzäer erkannte er den Brauch, von dem die Thora nicht spricht, nicht an. Höhnisch goß er das Wasser vor seine Füße, und das zuschauende Volk warf in plötzlichem Zorne die Ethrogim (Paradiesäpfel), die es in den Händen hielt, auf den König. Das war Aufruhr. Alexander ließ seine Leibwache auf die Menge einhauen. Ein scheußlicher Bürgerkrieg entbrannte. Die Pharisäer kämpften für die Freiheit ihrer religiösen Überzeugung, die ihnen so bedroht erschien wie einst unter Antiochus, und das erklärt es, daß sie sogar Heiden zu Hilfe riefen und lieber einem König des Auslandes als dem eigenen Tyrannen gehorchen wollten. Lange Jahre dauerte der Krieg, und oft schien es, als ob Alexander unterliegen würde. Aber endlich gelang es ihm, des Aufstandes Herr zu werden, und er nahm blutige Rache an seinen Feinden. Die Häupter der Pharisäer wurden hingerichtet oder flohen ins Ausland.

In dieser Zeit, da die Pharisäer mit der Waffe in der Hand ihrem Könige Trotz boten, schrieb ein Sadduzäer wieder eine Schrift, die er die Testamente der zwölf Patriarchen nannte. Die zwölf Söhne Jakobs, die in ihrem Leben so uneinig gewesen waren, ermahnen auf dem Totenbette ihre Kinder, zusammenzuhalten, sie preisen den Segen des Friedens und der Bruderliebe und beschwören ihre Nachkommen dem Stamme Levi zu gehorchen, da ihm Gott die Herrschaft verliehen habe. So wie alles Unglück in der Familie Jakobs dadurch entstanden sei, daß sie Joseph um seine hohe Stellung beneideten und ihn haßten, bis sie schließlich von seiner Gnade abhängig wurden, so werde auch in späterer Zeit ein Aufruhr gegen Levi kommen, aber Gott werde ihm helfen und alle seine Feinde niederschlagen. Deshalb warnen die Söhne Jakobs vor dem Unfrieden, dem Hasse und dem Neide und predigen Demut und Unterwerfung unter den Priesterstamm. — Die Stimme des Sadduzäers ging in dem Lärm der Waffen verloren.

Die Sadduzäer standen auf dem Gipfel ihrer Macht. Ihre Gegner waren tot oder in der Verbannung, Widerstand gab es nicht mehr, das Land lag ihnen zu Füßen. Jetzt mußte es sich zeigen, ob sie die Fähigkeit hatten, den Staat in ihrem Sinne zu lenken, das Volk zu ihren Ideen zu erziehen. Sie versagten vollkommen. In der Kritik waren sie stark gewesen, aufbauen konnten sie nicht. Das Volk blieb den verbannten Führern treu, und trotz seines Sieges sah Alexander ein, daß die Pharisäer unüberwindlich waren und daß sich die Dynastie nicht auf die Dauer gegen das eigene Volk behaupten konnte. In seinem Testamente bestimmte er, daß die Königswürde von dem Hohenpriesteramte getrennt werden sollte, so wie es die Pharisäer forderten, seine Witwe sollte die Herrschaft übernehmen und im Sinne der Pharisäer führen, während sein ältester Sohn das Priesteramt bekleiden sollte.

Mit dem Regierungsantritt Salome Alexandra's kamen die Pharisäer ans Ruder. Ihr tatkräftiger Führer, Simon ben Schetach, ein Bruder der Königin, rief zu-

nächst die Häupter der Partei aus dem Exile zurück. Alle alten Sitten, an denen das Volk hing, wurden wieder eingeführt, die Sadduzäer aus der obersten Justiz- und Verwaltungsbehörde, dem Synhedrium, herausgedrängt und ihre Plätze mit Männern der pharisäischen Partei besetzt. Nicht genug damit, die Räte des verstorbenen Königs, die an der Verfolgung der Pharisäer mitbeteiligt waren, wurden nun zur Verantwortung gezogen. Sie wurden — wahrscheinlich als falsche Zeugen — vor Gericht geladen und zum Tode verurteilt. Erschrocken eilten die sadduzäischen Führer zur Königin und setzten es mit Bitten und Drohungen durch, daß ihnen zu ihrer eigenen Sicherheit das Kommando der wichtigsten Landesfestungen übergeben wurde. Im übrigen herrschten die Pharisäer jedoch unumschränkt, und das Land hatte Ruhe. Noch in späterer Zeit pries man diese Herrschaft der Pharisäer als ein goldenes Zeitalter.

Noch einmal kam für kurze Zeit ein Rückschlag. Die Sadduzäer scharten sich um den jüngeren Sohn Alexandras Aristobul, der seinen älteren Bruder Hyrkan besiegte und sich die Königskrone aufs Haupt setzte, und verdrängten die Gegner, aber die Wirren nahmen kein Ende, und alle Parteien riefen die Römer zu Richtern an. Die Pharisäer verlangten die Abschaffung der Königswürde, und Pompejus war klug genug, ihnen zu willfahren. Aristobul wurde gefangen genommen, seine Anhänger auf dem Tempelberge belagert, das Heiligtum wurde erstürmt, und der Heide Pompejus betrat den Raum, den nur der Hohepriester am heiligsten Tage des Jahres erblicken durfte (63 vor d. ü. Z.). Der König der Juden wanderte nach Rom in die Gefangenschaft, um vor dem Triumphwagen des Römers einherzuschreiten, und Hyrkan behielt nur die Würde des Hohenpriesters und Fürsten. Der Kampf der Parteien hatte zur Unterwerfung des Landes unter die Römer geführt.

Von diesem Schlage hat sich die sadduzäische Partei nie mehr erholt. Ihre Priesterkönige, die einen lebendigen Beweis für die Wahrheit ihrer Lehre ge-

bildet hatten, waren nicht mehr. Nun mußten sie wie ihre Gegner auf einen Messias hoffen, nur, daß sie ihn aus dem Stamme Ahrons erwarteten. Je mehr die Erforschung der Thora in der Zwischenzeit fortgeschritten war, um so weniger konnten sie sich auch unter einander einigen. Eine Autorität erkannten sie nicht an, der Schüler konnte dem Lehrer widersprechen, sobald er die Thora anders auffassen zu müssen meinte. So spalteten sie sich in Sekten. Die einen lehrten, das Wochenfest müsse am Sonntag gefeiert werden, nach den anderen fiel es fünfzig Tage nach dem letzten Pesachtage; die einen entdeckten in der Thora ein altes Gebot, die Notdurft außerhalb des Lagers zu vergraben und folgerten nun konsequent, daß es am Sabbat, da es verboten ist zu graben, auch untersagt ist, die natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen, die anderen konnten sich zu einer solchen widernatürlichen Handlungsweise nicht entschließen. Manche glaubten, die gesetzwidrige Herrschaft der Pharisäer nicht ertragen zu können und wandten der Heimat den Rücken, und von einer solchen Sekte, die nach Damaskus ausgewandert war, sind uns ein paar Blätter einer hebräischen Schrift erhalten, die Statuten dieses „neuen Bundes". Wie alle Sadduzäer, verboten sie den Honig, das Produkt eines unreinen Tieres, und verlangten das Schlachten der Fische, sie behaupteten, daß sich die Thora nur formell an die Männer wende, in der Tat dagegen ebenso für die Frauen gelte, so daß eine Frau ebenso wenig ihren Oheim heiraten dürfe, wie ein Mann seine Tante. Sie verwarfen die Polygamie, die Auflösung der Gelübde, sie hielten den Sabbat in aller Strenge und verboten den ehelichen Verkehr an ihm, da er eine Entweihung des heiligen Tages sei. Sie schränkten das Schwören ein und ermahnten eifrig zur Bruderliebe, sie gründeten Kassen, aus denen sie Witwen, Waisen, Wanderer und Arme unterstützten. Den Priestern und Leviten räumten sie in ihrer Verfassung den Vorrang ein, im übrigen wählten sie ihre Vorsteher und Richter, für die sie eine gewisse Altersgrenze nach

unten und oben hin festsetzten. Sie hofften auf eine glückliche Zeit unter einem priesterlichen Messias, eine Auferstehung kannten sie nicht. Abgeschlossen von den Heiden, hielten sie in der Verbannung treu zu ihrem sadduzäischen Glauben, auch jetzt, wo ihnen nicht mehr die fürstlichen Belohnungen der Makkabäer winkten.

Die in der Heimat blieben, durften nur noch theoretisch ihre Ansicht verfechten, praktisch mußten sie sich den pharisäischen Vorschriften fügen, und nur vereinzelt kam es vor, daß einmal ein sadduzäischer Hoherpriester die Opferhandlung am Versöhnungstage nach sadduzäischem Ritus vollzog. Viele von ihnen waren überhaupt gegen alles Religiöse gleichgültig geworden. Die hohen Ämter, die sie bekleidet hatten, verweltlichten sie. Für sie war die Hauptsache, daß sie im Synhedrium saßen und dort den Vorsitz führten. Sie hatten mehr Interesse für Krieg und Politik als für die Zänkereien der Schulen. Diese großen Herren hatten nur noch Machtgelüste, das Priestertum galt ihnen nur als eine einträgliche Pfründe, und die Abgaben, die ihnen nicht freiwillig gegeben wurden, nahmen sie sich mit Gewalt. Soweit sie sich noch Sadduzäer nannten, war die Ablehnung der pharisäischen Tradition für sie nur der Vorwand, um dem Thoragesetz mit der größten subjektiven Freiheit gegenüberstehen zu können.

Nicht alle Sadduzäer waren so. Die Sekte der Boethusäer, die sich wahrscheinlich nach einem Priester Boethos so nannte, verteidigte ihre Lehre unermüdlich gegen die Rabbinen, und man merkt ihnen die müde Resignation nicht an, die sich vieler Sadduzäer bemächtigt hatte und die auch noch aus einer kleinen Schrift — wahrscheinlich aus diesem Kreise — herausklingt. Es ist eine Abschiedsrede Moses an sein Volk. Die bange Frage: Was nun, nachdem der Führer aus Levis Stamm dahin ist? mußte genau so das alte Volk Israel nach Moses Heimgang beschäftigt haben, wie jetzt die Sadduzäer nach dem Untergange des hasmonäischen Hauses. So spricht denn der Verfasser der

Himmelfahrt Moses im Namen des Propheten den Verzweifelten Mut zu, stellt die Geschichte der Juden bis zur Gegenwart dar und weist auf eine glückliche Zukunft hin. Es ist die letzte Schrift, die uns die Sadduzäer hinterlassen haben.

Aber wenn auch die Partei der Sadduzäer verfiel, so ging doch die sadduzäische Opposition nicht unter. Überall lebte sie in den jüdischen Sekten fort. Die Samaritaner, jenes aus alten Israeliten und Heiden gemischte Volk, das um Sichem herum saß und seinen Tempel auf dem Gerisim hatte, nahmen die sadduzäischen Lehren an. Sie erkannten nur die Thora an und gingen so weit, die prophetischen Schriften zu verwerfen, sie leugneten die Auferstehung, nur den Messias erwarteten sie aus dem eigenen Stamme Joseph, obwohl sie sonst den Priestern die weitgehendsten Rechte einräumten. Bis tief nach Abessinien hinein drangen sadduzäische Lehren. Die dunkelfarbigen Juden dieses Landes, die Falaschas, haben Sitten, die den Sadduzäern entlehnt sind, so vor allem, wenn sie das Wochenfest am fünfzigsten Tage nach dem Schlusse des Pesachfestes feiern. Im Mittelalter pflanzten die Karäer im achten Jahrhundert von neuem die Fahne des Sadduzäertumes auf und verwarfen die rabbinische Tradition, und wenn nicht eine ununterbrochene Kette die alte und die neue Sekte mit einander verbindet, so waren es doch zum mindesten sadduzäische Schriften, die von neuem den Brand schürten und ihren alten Gegnern nach Jahrhunderten neue Feinde schufen.

Einen nachhaltigen Einfluß übte die sadduzäische Lehre endlich auch auf den Schöpfer des Christentums aus. Auch er verwarf die pharisäische Tradition, er erklärte das Waschen der Hände vor der Mahlzeit für unnötig, er weigerte sich, die Schekelsteuer für den Tempel zu bezahlen, er wandte sich gegen die langen Gebete der Pharisäer, gegen ihre Bestimmungen über rein und unrein, über Zehnten und Gelübde, er erlaubte es, sich am Versöhnungstage zu waschen und zu salben,

am Sabbat zu heilen. Das Gesetz, die Thora, wollte er erfüllen — „bis Himmel und Erde vergeht, wird kein Jota noch ein Häkchen vom Gesetze vergehen" — aber gegen die Menschengebote machte er Front — „ihr macht das Wort Gottes ungültig durch euere Überlieferung, wie ihr sie lehrt". Mußte nicht in der Tat jeder Sadduzäer dazu kommen, die Pharisäer der Heuchelei zu bezichtigen? Wurde nicht durch den Erub der Sabbat entweiht, durch die Auflösung der Gelübde das Gebot der Thora von denselben Leuten umgangen, die immer behaupteten, die treuesten Anhänger der Thora zu sein? Hatten sich nicht wirklich „auf den Stuhl Moses die Schriftgelehrten und Pharisäer gesetzt"? Die Pharisäer merkten den Widerspruch nicht, in den sie zur schriftlichen Lehre getreten waren, aber der Gegner sieht schärfer und denkt nie daran, daß auf der anderen Seite in gutem Glauben gehandelt wird. Als Jesus die Pharisäer Heuchler nannte und seine Lehren in der ganzen Welt verbreitet wurden, hatte das Sadduzäertum seine späte nachwirkende Rache an den Gegnern genommen.

Gewiß war Jesus kein rechter Sadduzäer, denn er lehrte die Auferstehung und verurteilte das Prinzip „Auge um Auge, Zahn um Zahn", aber er stand den sadduzäischen Lehren sehr nahe, er behauptete, daß der Messias nicht von David abstammen müsse — seine eigenen Anhänger machten ihn später erst zum Sohne Davids — er forderte die Monogamie und beschränkte die Ehescheidung auf den Fall der ehelichen Untreue, alles Forderungen, die einer sadduzäischen Schriftexegese ihr Dasein verdanken. Freilich, als das Christentum zu den Heiden kam und sich völlig vom jüdischen Gesetze abkehrte, wurden die Lehren des Stifters umgedeutet oder nicht mehr verstanden. Hatte er erlaubt, am Sabbat zu heilen, so hieß es jetzt, daß er den Sabbat abgeschafft habe; hatte er die pharisäische Vorschrift, sich vor der Mahlzeit die Hände zu waschen, mit den Worten abgelehnt: „Nicht, was von außen in

den Menschen hineinkommt, verunreinigt ihn, sondern was aus dem Menschen herauskommt" — und damit in echt sadduzäischer Weise das Waschen **nach** der Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse angeordnet, so wurde nunmehr aus dem Ausspruch eine Erlaubnis, die Speiseverbote der Thora zu übertreten. Aber soweit sich das Gesetz nun einmal nicht abschaffen ließ, lehnte sich die alte Kirche konsequent an sadduzäische Muster an, sie feierte Pfingsten fünfzig Tage nach dem Sabbat, der auf das Osterfest folgt, sie verbot die Ehe des Oheims mit der Nichte, und auch in der Polemik, die sie gegen das Judentum führte, wirkten die Lehren der Sadduzäer nach.

Die stärkste Wirkung jedoch, die das Sadduzäertum zeitigte, liegt dort, wo man sie am wenigsten vermuten könnte, bei ihren Feinden, im rabbinischen Judentume.

---

7. Die Politik der Pharisäer in Staat und Gemeinde.

Den Pharisäern war ihr Sieg nicht wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen. Sie hatten ihn sich erkämpft und suchten ihn auszunutzen. Sie waren die Führer des Volkes und nahmen es mit den ihnen hieraus erwachsenden Pflichten ernst. Über ihre theoretischen Interessen vergaßen sie niemals das praktische Leben, und dazu gehörte, solange der jüdische Staat bestand, die Politik.

In der Hauptsache, wenn auch nicht ohne Schwankungen, war es eine Politik des Friedens, die sie vertraten. Die Kultur stand ihnen höher als die äußere Macht, und jetzt, da die Sadduzäer niedergeworfen waren, kam es nur noch darauf an, die Tradition gegen etwaige neue Angriffe zu schützen. Das freilich hatten sie so wenig wie die anderen Parteien voraussehen können, als sie sich an Pompejus mit dem Ersuchen wandten, die Königswürde der Hasmonäer nicht anzuerkennen, daß damit die Unabhängigkeit Judäas verloren war, daß der Tempel erstürmt, das Allerheiligste von einem Heiden betreten werden würde. Sie wären keine Juden gewesen, wenn sie das nationale Unglück, mit dem der Sieg über die Sadduzäer erkauft war, nicht hätte schmerzen sollen, und in tiefempfundenen Versen, den sogenannten Psalmen Salomos, beklagt ein pharisäischer Dichter den schweren Schicksalsschlag, der ihm als die gerechte Strafe Gottes für die Sünden des Volkes erscheint, und nur an seiner Messiashoffnung und seinem Gottvertrauen richtet er sich auf. Aber nun trugen sie willig die Konsequenzen ihrer Politik, sie

lehnten sich nicht gegen das übermächtige Rom auf, weil sie die Nutzlosigkeit eines Kampfes mit der Weltmacht sahen. Der Halbjude Herodes war gewiß nicht der Mann ihres Herzens; als er vor seiner Thronbesteigung wegen seiner ungesetzlichen Handlungen vor Gericht stand, war der Pharisäer Sameas der einzige, der ihm offen seine Gewalttätigkeit vorwarf und die übrigen Mitglieder des Synhedriums tadelte, daß sie die Komödie mitmachten und aus Furcht Herodes freisprachen. Trotzdem waren die Pharisäer entschlossen, dem Herodes und seinen Helfern, den Römern, keinen Widerstand entgegenzusetzen, aber den Treuschwur, den er von ihnen als König verlangte, leisteten sie nicht, sie konnten nur einen Nachkommen Davids als König anerkennen, und als die Regierungstätigkeit des Römerknechtes allzu sehr gegen die Interessen des Judentums verstieß, fingen auch sie an, gegen ihn zu intrigieren und versuchten — allerdings ohne Erfolg — einen Prätendenten gegen ihn auszuspielen.

Dann kamen die Kämpfe mit den Römern. Die nationalen Eiferer, die Zeloten, trennten sich von den Pharisäern, die den Krieg, so lange sie konnten, zu vermeiden suchten, und dann, als die Erbitterung des Volkes jeden Widerstand unmöglich machte, zu den Gemäßigten gehörten, die nationale Kraft nicht im Zwiste mit den eigenen Volksgenossen vergeuden wollten. So wirkte der Nachkomme Hillels, Simon ben Gamaliel. Auch Jochanan ben Sakkaj, ja selbst Josephus, hielten auf ihren Posten aus, solange es möglich war, und setzten dann ihre Kraft daran, die Wirkungen der Katastrophe abzuschwächen. Nur sobald es um religiöse Interessen ging, kannten die Pharisäer kein Nachgeben und Paktieren, und als unter Hadrian wieder die Religion in Gefahr war, stand ein Rabbi Akiba neben Barkochba in den ersten Reihen der Freiheitskämpfer. Wiederum starben Pharisäer den Märtyrertod, bis endlich die Verfolgung nachließ und auch die Pharisäer ihre vermittelnde Tätigkeit zum Wohle der Judenheit wieder aufnehmen konnten. Wer die Friedenspolitik der Phari-

säer als antinational tadelt, der möge daran denken, daß nicht die Helden Johannes von Gischala und nicht Simon bar Giora, sondern Rabbi Jochanan ben Sakkaj das Judentum gerettet hat, als er vor Titus trat und ihm die so kleinlich scheinende Bitte vortrug, eine Schule in Jabne eröffnen zu dürfen.

Mit den inneren Feinden dagegen gab es keinen Frieden. Die umfassendsten Maßnahmen wurden getroffen, um das Sadduzäertum völlig auszurotten. Die sadduzäischen Schriften wurden dadurch unschädlich gemacht, daß man sie interpolierte. Wenn früher die Testamente der Patriarchen vor dem Abfall von Levi gewarnt hatten, so wird nun überall eingeschoben, daß bei aller Auszeichnung, die dem Priesterstamme gebührt, die Königswürde Juda vorbehalten bleibe und die Priester ihre Sünden würden büßen müssen. Unter dem Namen des Henoch schrieben nun auch Pharisäer Weissagungen, in denen sie ihren Gegnern die bittersten Vorwürfe machten. Am sichersten aber ging man dadurch, daß man diese Schriften nicht nur verbesserte, sondern überhaupt ihre Lektüre verbot, sie als „außen befindliche" vor den Augen des Volkes verbarg (Apokryphen).

Man wirkte jedoch nicht nur negativ auf das Volk ein, sondern suchte es überall in pharisäischem Sinne zu erziehen. Die Bräuche, die die Sadduzäer bestritten, wie das Schneiden der ersten Garbe am Tage nach dem Pesachfeste, das Wasseropfer am Laubhüttenfest, die Heiligung des Neumondes, wurden mit besonderem Pompe umgeben. Durch die Einrichtung neuer Sitten wurde die Gefahr der Ketzerei herabgemindert. Wer von Kindheit an die Tage vom Pesachfest bis zum Wochenfeste Abend für Abend zu zählen hatte, kam nicht so leicht auf den Gedanken, einen falschen Tag als Feiertag zu begehen. Die Segenssprüche, die man bei der Erfüllung eines Gebotes zu sagen pflegte, wurden auch bei rabbinischen Anordnungen angewandt, das Waschen der Hände, das Anzünden der Lichter vor Beginn des Sabbat, das Rezitieren der Hallelpsalmen,

der Erub, selbst das Lesen des Esterbuches am Purim wurden als Gebote bezeichnet, die Gott selbst befohlen hatte. In den Gebeten wurden die antisadduzäischen Lehren vom davidischen Messias und der Auferstehung besonders betont. Den allsabbatlichen Vorlesungen des Gesetzes in den Synagogen wurden Übersetzungen in die aramäische Landessprache angefügt, die nicht nur dazu dienten, das Volk mit der Thora bekannt zu machen, sondern auch die pharisäische Auffassung von dem Gesetze durch erklärende Einschübe zu verbreiten (Targum). Dasselbe bezweckten vielleicht auch die Vorträge in den Synagogen, die sich an die Thora anschlossen, die ältesten Predigten. Aber selbstverständlich wurde durch diese Institutionen nicht nur die pharisäische Lehre, sondern die Religion überhaupt im Volke gefestigt, und ihr Wert erhellt daraus, daß sie sich die Zukunft, ja fast die Menschheit erobert haben. Gebet, Bibelvorlesung und Predigt — diese drei Formen, ohne die wir uns einen Gottesdienst kaum noch denken können, sind von den Pharisäern geschaffen oder ausgebaut.

Alle diese Maßnahmen wurden jedoch in ihrer Zweckmäßigkeit und Bedeutsamkeit noch übertroffen durch die Einrichtung der pharisäischen Volksschulen. Nach der Thora hatte nur der Vater die Pflicht, seine Kinder im Gesetze zu unterrichten, und wenn es auch in alter Zeit Prophetenschulen gab und später Priester und Leviten den Unterricht übernahmen, so war das von einem geregelten Schulwesen noch weit entfernt. Die Hellenistenzeit schaffte hier Wandel. Das griechische Bildungsideal verpflanzte sich auch auf die Gegner der Griechen, nur sein Inhalt änderte sich, nicht die Künste der Musen, sondern die Thora und die Tradition sollten der Lehrgegenstand sein. Allmählich fing man an, Schulen zu schaffen. Die ersten entstanden in der Hauptstadt Jerusalem. Sie waren mehr nach griechischem Muster Akademien für die erwachsene Jugend von sechzehn, siebzehn Jahren, ähnlich den Lehrstätten der späteren Rabbinen, die dazu dienten, ein neues Ge-

schlecht von Lehrern heranzubilden. Dann folgten die übrigen Städte Judäas. Endlich aber, nur kurze Zeit vor dem großen Kriege mit Rom ging das pharisäische Synhedrium dazu über, in allen Städten und Dörfern Elementarschulen für Kinder von sechs bis sieben Jahren an zu errichten. Die Tendenz, die in dieser Maßnahme liegt, ist unverkennbar. Man wollte zweifellos die Kenntnis des Gesetzes verbreiten, aber man wollte auch gleichzeitig die neue Einrichtung dazu benutzen, den Kindern von vorne herein die pharisäische Auffassung vom Gesetze einzuimpfen. Solange der Vater seine Kinder lehrte, hatte man auf die Erziehung keinen Einfluß, die Väter selbst konnten ja schon von sadduzäischem Geiste infiziert worden sein. Nun wurde das anders. Man zog sich in den pharisäisch geleiteten Schulen eine Generation heran, die von frühester Jugend an nichts anderes vom Judentume kannte als das Pharisäertum. Damit versetzte man dem Sadduzäismus den Todesstoß, man hatte sich die Jugend und damit die Zukunft des Judentums erobert. Den Namen des Mannes, der die jüdische Elementarschule geschaffen, hat die Nachwelt dankbar vor der Vergessenheit bewahrt, es war der reiche Hohepriester Josua ben Gamla, der dem kleinsten jüdischen Dorfe die Segnungen des Wissens brachte, der dem jüdischen Volke eine Einrichtung schuf, auf die die Völker Europas noch mehr denn anderthalb Jahrtausende zu warten hatten.

Die Schule verdankt ihr Dasein der religiösen Politik, und sie ist bis auf den heutigen Tag das Kampfobjekt der streitenden religiös-politischen Parteien geblieben. Aber ihre Wirkungen gingen weit hinaus über die beschränkten Interessen einer Partei. Sie eigentlich hat die Juden zu dem Volke der Bildung gemacht. Der Wissensdurst, der zu den eigentümlichen Merkmalen des heutigen Juden gehört, ist das Erbteil vergangener Geschlechter. Die Gelehrsamkeit, die in einer langen Reihe von Generationen heimisch war, geht als eine Veranlagung zur Bildung auf die Kinder über. Am Anfange dieser unendlichen Reihe aber steht ein Syn-

hedrium der Pharisäer mit einem Hohenpriester an der Spitze, der die Schule als eine Einrichtung nicht für einzelne Auserwählte, sondern für das ganze Volk betrachtete, stehen die Pharisäer, die den Besuch der Schule als eine religiöse Pflicht forderten und durchzusetzen wußten. Es bedarf keiner Worte, um die weltgeschichtliche Bedeutung dieser pharisäischen Tat zu kennzeichnen.

Der Gedanke der Pharisäer war ungeheuer groß und modern. Die Ausführung hielt sich in den Grenzen, die die Zeit selbst steckte. Die Schule sollte das Kind für sein weiteres Leben ertüchtigen. Dazu bedurfte es nach pharisäischer Anschauung nur eines Lehrgegenstandes, der für den Pharisäer das höchste Ideal darstellte: der Kenntnis des jüdischen Gesetzes.

---

8. Die Entwicklung des pharisäischen Gesetzes.

Mit dem Augenblicke, da die Pharisäer für den Volksbrauch kämpften und ihm zum Siege verhalfen, bekam die Überlieferung der Väter dieselbe Geltung und Wichtigkeit wie das mosaische Gesetz. Je eifriger die Sadduzäer das Studium der Thora pflegten, um bald auf dem Gebiete des Rechtes, bald in der Religion aus dem Buchstaben des Gesetzes neue Sitten herzuleiten, um so mehr galt es auf der anderen Seite die Tradition festzuhalten, dafür zu sorgen, daß sie nicht geändert und verfälscht wurde. Das mußte notwendig dazu führen, daß die gelehrten Pharisäer die Überlieferungen zu sammeln und ihren Schülern einzuprägen begannen.

Denn durch die Lehren der Sadduzäer war ein Gefühl der Unruhe und Verwirrung in das Volk getragen. Ursprünglich waren die überlieferten Sitten etwas selbstverständliches gewesen, jetzt tauchten bald hier, bald dort Fragen auf, die Beantwortung erheischten. Ist wirklich der eheliche Verkehr am Sabbat verboten? Darf wirklich der Lehrer die Gelübde nicht auflösen? Was selbst heute noch feststand, das konnte morgen schon bestritten und abgeschafft werden, und vor allem dort, wo es sich nicht um alltägliche, sondern nur hie und da einmal vorkommende Dinge handelte, war die Sitte in Gefahr: Durfte man das Pesachopfer auch dann schlachten, wenn das Fest zufällig auf einen Sabbat fiel? Wird ein Haus unrein, wenn auch nur ein Teil von einem toten Körper in ihm liegt? — Da wurde nun von den pharisäischen Gelehrten genau geprüft, wie es die Altvorderen gemacht hatten und wie es im Volke unter den Frommen üblich

war. Überall, wo sich ein sadduzäischer Widerstand zeigte, wurde festgestellt: so ist es üblich und so ist es recht. Das Fahren auf dem Meere ist am Sabbat erlaubt, das Heilen am Sabbat außer in Fällen von Lebensgefahr verboten. Das ist die Halacha, das Gesetz, nach dem man zu „wandeln" hat. — Die lebendige Sitte wurde zum Lehrgegenstand.

Es lag eine furchtbare Gefahr in dieser Sammlung der Bräuche. Der augenblickliche Zustand, der gewiß einen gewaltigen Fortschritt gegen die alte Zeit bedeutete, konnte dadurch verewigt werden, hinübergeführt in eine anders denkende und anderes fordernde Zeit. Aber die alten Pharisäer sahen diese Gefahr nicht und konnten sie nicht sehen. Sie hatten noch die Freiheit des Gesetzgebers gegen geschriebenes wie ungeschriebenes Gesetz, sie hatten Behörden, die sich für befugt erachteten, Anordnungen jeder Art zu treffen, erschwerend so gut wie erleichternd. Im allgemeinen waren es natürlich Verordnungen, die das Thoragesetz nicht aufhoben, sondern einen Zaun zu seinem Schutze bildeten, seine Übertretung verhindern sollten. Aber auch das Gegenteil war nicht unmöglich. Nach dem Gesetze mußten im siebenten Jahre alle Schulden erlassen werden. Der überall drohenden Verschuldung des kleinen Mannes und der Bildung von Riesenvermögen war dadurch allerdings ein Riegel vorgeschoben, aber selbstverständlich wurde jeder Kredit zu einer Unmöglichkeit. Das Gesetz war unausführbar. Da traf Hillel eine Einrichtung, den sogenannten Prosbol, wonach der Gläubiger seinen Schuldschein beim Gericht deponierte und dadurch die Verjährung verhinderte. — Es war Vorschrift, daß jede Frau nach einer Geburt ein Opfer darbrachte, und die Frauen pflegten bei ihrem Aufenthalt in Jerusalem auch nachträglich für jede Geburt je ein Taubenpaar zu opfern. Als der Preis der Tauben infolgedessen einmal eine unerschwingliche Höhe erreicht hatte, machte Simon ben Gamaliel bekannt, daß jede Frau, soviel Kinder sie auch geboren hatte, nachträglich nur e i n Opfer darzubringen brauche. Der Erfolg war, daß der Preis sofort wieder auf den normalen

Satz herabsank. — Ehen, die dem Volksempfinden widersprachen, wurden für nichtig erklärt, oder man zwang den Gatten seiner Frau „freiwillig" einen Scheidebrief zu geben. Um die Ehescheidung, die in dem Belieben des Mannes lag, möglichst zu erschweren, baute man die Institution der Eheverschreibung aus. Die Töchter, die nach der Thora nicht erbberechtigt waren, erhielten das Recht auf Verpflegung im Hause des Vaters und auf eine angemessene Aussteuer, sodaß sie in gewisser Beziehung besser gestellt waren als die Söhne. — Alle derartigen Verfügungen der anerkannten Lehrer wurden genau so heilig gehalten, wie das Schriftwort selbst. Praktisch machte es gar keinen Unterschied aus, ob Esra, Jose ben Joeser oder noch spätere Rabbinen etwa angeordnet hatten, oder ob es Gott selbst am Sinai verkündet hatte, höchstens, daß man aus Opposition gegen die Sadduzäer die Giltigkeit dieser neuen Bestimmungen noch mehr betonte und einschärfte. Auch diese neuen Bestimmungen wurden ja sofort Tradition, wurden in den Schulen treu von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und im Leben betätigt und kamen hinein in die Sammlung der pharisäischen Gesetze.

Aber man blieb nicht dabei stehen, das zu erörtern und zu lehren, was wirklich praktisch war, sondern man begann das Thorastudium mehr und mehr zu theoretisieren. Auch hier wirkten wahrscheinlich griechische Einflüsse nach, auch bei den Griechen war die Logik, die die alten Philosophen ausgebildet hatten, zur Dialektik und Rhetorik entartet. Man warf Fragen auf, die im Leben keine Rolle mehr spielen: Wie hoch darf die Laubhütte sein, daß sie überhaupt noch als Hütte gelten kann? und wie klein darf sie sein, daß sie noch ihren Zweck erfüllt? Ein Gerät kann unrein werden — was aber ist unter Gerät zu verstehen? auch ein zerbrochener Topf und ein abgerissener Lappen? Und immer verwickelter und kniffliger wurden die Fälle, die erörtert wurden: Sieben Frauen wollen ihre Taubenpaare darbringen, die erste hat ein Paar, die zweite zwei und so fort, die siebente sieben Paare. Dann fliegt von dem ersten Paar eine

Taube zu den zwei Paaren der zweiten, von dort eine zu den Tauben der dritten und so weiter und nachher kehrt wieder eine Taube zurück — wie ist es dann? darf man die Tiere opfern? muß man nicht befürchten, daß man das Sündopfer der einen als Ganzopfer der anderen darbringt? Wenn die Söhne von fünf Frauen als Kinder vertauscht worden waren, müssen dann die übrigen Söhne jener Frauen nach dem Tode der Vertauschten an deren Gattinnen die Pflicht der Schwagerehe vollziehen? — Die komplizierten Entscheidungen, die die Lehrer dann auf solche spitzfindigen Fragen gaben, wurden ebenfalls im Gedächtnis bewahrt und eingeordnet in das Traditionsgut.

Daneben ging nun eine andere Reihe der Entwicklung. Von jeher hatten die Pharisäer die Tradition an die Schrift anzulehnen versucht. Alle die alten Bräuche fand man in der Thora angedeutet, das dreimalige Beten so gut wie die drei Segenssprüche des Tischgebetes, den Mondkalender wie den Glauben an die Auferstehung. Und nun kamen alle die neuen Bestimmungen und Entscheidungen der späteren Weisen hinzu, die wiederum mit Sätzen und Worten der Schrift belegt wurden. Und die Technik hierin wurde immer vollkommener. Zuerst hieß es noch: Die Auflösung der Gelübde schwebt völlig in der Luft, es gibt keinen Schriftvers, an den sie anzulehnen wäre. Aber in späterer Zeit war man findiger. Seit Rabbi Akiba wurde jeder Buchstabe des Pentateuch gedeutet, selbst die Esterrolle konnte man in den Büchern Moses angedeutet finden. Allmählich ging dann auch das Bewußtsein dessen verloren, was man eigentlich tat. Man fühlte nicht mehr, daß man geltende Rechtsbestimmungen nur aus taktischen Gründen in die Thora hineinlas, man glaubte vielmehr wirklich sie herauslesen zu können. Aus der Anlehnung an die Schrift wurde der Schriftbeweis. Nun war es wirklich fast so weit gekommen, wie es die Sadduzäer gewollt hatten. Wenigstens soweit die Tradition nicht widersprach, wurde die Thora nun doch das Gesetzbuch, das alles allein entscheiden sollte. Wenn eine Überlieferung nicht

vorhanden war, wenn ein neuer Fall eine Entscheidung verlangte, wurden aus dem Thoratexte neue Bestimmungen gefolgert. Es ist unverkennbar ein sadduzäischer Einfluß, der hier mitgewirkt hat.

Mit dem sadduzäischen Einschlag kam aber auch der unvermeidliche Streit. Vielleicht war es auch vorher schon zu Diskussionen gekommen, wenn der eine Lehrer eine feststehende Tradition an diesen Schriftvers anlehnte, während der andere Rabbine einen anderen Vers für geeigneter hielt. Praktische Bedeutung hatte das nicht. Nun aber bildeten sich Traditionen heraus, die einander widersprachen. Die Bestimmungen, die die Rabbinen aus der Thora folgerten, die Antworten, die sie ihrem Dafürhalten gemäß auf die neuauftauchenden Fragen gaben, waren zwar nicht für ihre Kollegen, wohl aber für ihre Schüler maßgebend. Es nützte auch nicht viel, daß man die Möglichkeit, neue Gesetze aus der Thora herzuleiten, einzuschränken versuchte, indem man ganz bestimmte Deutungsregeln festsetzte, logische Formeln, nach denen die Thora erklärt werden sollte. Was der eine Lehrer als Denknotwendigkeit empfand, war für den anderen widerlegbar. Es entstanden verschiedene Schulen, die sich gegenseitig befehdeten — das Haus Hillels und das Haus Schammais — und auch innerhalb der Schulen fehlte es nicht an Differenzen zwischen den einzelnen Lehrern. Nun lag auch für das pharisäische Judentum die Gefahr vor, daß es sich in Sekten zersplitterte, wie es dem Sadduzäertume ergangen war. Es zeugt von der Lebenskraft des Pharisäertumes, daß es dieser Gefahr nicht erlegen ist.

Die Rettung lag in der Tradition selbst. Auch die Einheit der Partei war eine solche Tradition. Eine Gesetzesbestimmung, die strittig war, wurde der Versammlung der Lehrer vorgelegt, es wurde abgestimmt und nach der Majorität entschieden. Damit war dann die Frage erledigt, der Beschluß wurde selbst in die Überlieferung aufgenommen. In den meisten Fällen ging das alles in friedfertiger Weise zu, aber man hatte auch die Macht, die Widerwilligen zu zwingen, und man benutzte

sie. Wer sich nicht fügte, wurde gebannt. Es war ein notwendiges Mittel, die Einheit der Partei aufrecht zu erhalten.

Den deutlichsten Ausdruck fand diese Einheit in der Einrichtung des Patriarchats. Das Synhedrium, das mit der Zerstörung Jerusalems aufhörte, erstand in anderer Form sofort von neuem. Es hatte keine politischen Befugnisse mehr, aber die religiöse und zivile Gesetzgebung lag in seinen Händen, es bestand nicht mehr wie früher zum großen Teile aus den Vornehmen und Hohenpriestern, sondern nur noch aus pharisäischen Lehrern, und seine Spitze bildete nach Rabbi Jochanan ben Sakkaj ein Patriarch aus dem Hause Hillels, dem als wichtigstes Recht die Festsetzung des Kalenders übertragen war. Es ist klar, daß eine solche Zentralbehörde eine außerordentlich segensreiche Wirksamkeit entfalten konnte, sobald sie mit dem Volke in Fühlung blieb. Sie konnte dafür sorgen, daß das Gesetz mit dem Leben gleichen Schritt hielt, sie konnte es verhindern, daß die Tradition versteinerte.

Neben diesem neuen Synhedrium behielten die einzelnen Lehrer ihre Akademieen, in denen sie ihre Wirksamkeit ausübten, ihre Lehren den Schülern mitteilten und Diskussionen mit ihnen führten. Ihren Ursprüngen getreu blieb es eine mündliche Lehre, die in den pharisäischen Hochschulen gepflegt wurde. Sie wurde — wenigstens offiziell — nicht aufgeschrieben, sondern durch fortwährendes Wiederholen eingeprägt. Um das Auswendiglernen zu erleichtern, ordnete man den Stoff nach gewissen Prinzipien, man stellte die Traditionen über die Landwirtschaft, über die Feste, über die Frauen, das bürgerliche Recht, die Opfer und die Reinheitsvorschriften zusammen und nannte diese Sammlung Mischna, die mündliche Lehre. Zunächst waren es die antisadduzäischen Bräuche, aus denen die Mischna bestand, man schloß daran dann die Verfügungen der Weisen und die Ansichten der Lehrer in den neuaufgeworfenen Fragen. Der Stoff war fließend und mehrte sich von Geschlecht zu Geschlecht, bis endlich durch Rabbi Jehuda ha-nassi

am Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts eine Sammlung entstand, die allgemein anerkannt wurde und schriftlich fixiert, sich bis auf unsere Tage unter dem Namen „die Mischna“ erhielt.

Wer dieses Werk liest, ohne seine Geschichte zu kennen, kann es nicht verstehen. Nicht nur, daß er die Vorschriften des Pentateuch, die es als bekannt voraussetzt, vermissen wird, sondern auch die Fülle des Ungleichartigen, das hier nebeneinander steht, wirkt verwirrend, man erkennt nicht das Prinzip, das dieses Durcheinander geschaffen hat. Nur wenn man weiß, daß hier die Tradition eines Volkes zusammengefaßt werden sollte, wird alles klar. So wie der Kulturhistoriker nicht nur die großen Äußerungen des Volkslebens, wie sie sich in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Industrie offenbaren, schildert, sondern auch in die Hütten der Armen hineinsieht und die kleinsten Details des Gesellschaftslebens berücksichtigen muß, so war für die Rabbinen die Form der Geißel, mit der der Sünder geschlagen wurde, genau so gut Tradition und verdiente festgehalten zu werden wie die wichtigsten Prinzipien des Rechtes und der Sittlichkeit.

Aber die Pharisäer sammelten ja nicht allein die Überlieferungen, sondern sie lehnten sie auch zugleich an die Schrift an, sie erklärten die Thora. So verfaßten sie Kommentare zu den Büchern des Pentateuch, in die sie ihre Gesetze hineinverwoben, diese Erklärungen faßt man unter dem Namen Midrasch (Forschung) zusammen.

So entstand der gewaltige Bau des pharisäischen Gesetzes. Ausgehend von der Sammlung der Traditionen, hatte man Stein auf Stein zusammengefügt, bis man endlich das ganze Leben des Volkes wie des Einzelnen in den Kreis der Überlieferung hineinbezogen hatte. Und diese Überlieferung stützte man nun auf das Buch Gottes, die Thora, und machte sie damit zu einem Bestandteil der Religion. Gewiß war im Pentateuch selbst bereits Sitte und Recht zurückgeführt auf Gott, der der Schöpfer der Sittlichkeit und damit des Rechtes ist. Nun aber wurde

dieser Gedanke bis in seine letzten Konsequenzen durchgeführt: wie das Gesetz das ganze Leben umfaßte und regelte, so sollte auch die Religion, die Grundlage des Gesetzes, das ganze Sein des Menschen durchdringen und bestimmen. Die Pharisäer waren von Anfang an eine religiöse Partei gewesen. Ihre Anschauungen von Religion und Sittlichkeit waren die Triebfedern ihres Handelns. Wie sie selbst die Führer und Leiter des Volkes waren, so wurde ihre Religion die Religion des Judentums.

---

9. Die Religion der Pharisäer.

Religiöse Wahrheiten setzen sich durch, aber sie entwickeln sich nicht weiter, sobald sie einmal klar erkannt und ausgesprochen sind. Auch die Pharisäer gingen nicht über die Religion der Propheten hinaus, sie taten genug damit, daß sie sie festhielten, verbreiteten und ihren Kindern unversehrt vererbten.

Auch unter den nichtpharisäischen Juden lebten diese Wahrheiten. Soweit die Sadduzäer wirklich fromm waren und es mit ihren Prinzipien ernst meinten, unterschieden sie sich wohl im praktischen Handeln, nicht aber in den Beweggründen, in der Gesinnung von ihren Gegnern, auch sie ließen die Schriften der Propheten auf sich wirken, und selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, hätte die Thora allein genügt, die Sittlichkeit ihrer Bekenner zu wahren, lehrten ja doch auch die Propheten nichts anderes, als was in der Thora bereits begründet war. So fehlte hier der Widerspruch, der auf der anderen Seite die Sammlung der Tradition und die Ausbildung des Gesetzes hervorgerufen hatte. Die Pharisäer waren keine Philosophenschule, die ihre Weltanschauung in einem System zusammengefaßt hätte, sondern wie sie aus dem Volke hervorgegangen waren und im Volke wirkten, so gaben sie auch ihre religiösen Lehren in volkstümlicher Form, und wenn sie in den Synagogen zum Volke sprachen oder im Lehrhause ihre Schüler unterrichteten, dann hielten sie nicht gelehrte, weitschweifige Vorträge über die Attribute Gottes und das Wesen der Religion, sondern sie flochten in ihre Reden hie und da Aussprüche ein, in denen sie ihre Gedanken über Gott und Welt auseinandersetzten. Diese Sentenzen wurden genau so treu überliefert wie die Ansichten der Lehrer über halachische Fragen und sind nun in dem rabbinischen Schrifttum weit zerstreut, und nur mit einem Namen (H)Aggada (Lehre)

faßt man sie zusammen. Ein Vorwurf ist den Rabbinen nicht daraus zu machen, daß sie nicht Lehrbücher der Ethik geschrieben haben.

Und noch eins muß man vorausschicken, wenn man die Religion der Pharisäer nicht verurteilen und herabziehen und auch nicht um jeden Preis verteidigen und idealisieren, sondern verstehen and würdigen will: Zu ihrer Zeit bestand der jüdische Staat, und sie gehörten der jüdischen Nation an. Sie konnten natürlich nicht ihr Volkstum ablegen, und es wäre von ihnen erbärmlich gewesen, wenn sie ihren Patriotismus verleugnet hätten. Aber es ist nicht wahr, daß die Liebe zum eigenen Volke den Sinn für Menschheitsideale beeinträchtigt, auch die Schöpfer vaterländischer Kultur schaffen Menschheitswerte. Es ist falsch, wenn man behauptet, daß die Religion der Pharisäer national beschränkt war und deshalb nur eine niedrige Stufe unter den universalen Religionen einnehmen darf, und es wäre ebenso unrichtig, wenn man die Pharisäer als internationale Weltbürger hinstellen wollte. Die Lösung der anscheinend unvereinbaren Widersprüche liegt in der unbestreitbaren geschichtlichen Tatsache: das jüdische Volk war der Schöpfer und Träger einer universalistischen Religion.

Universalistisch war der Angelpunkt der Religion, der Gottesbegriff. Der Glaube, daß Israel einen Nationalgott habe, dem die Götter der anderen Nationen gleichberechtigt zur Seite ständen, war durch die Propheten niedergerungen. Der Monotheismus stand in dem Herzen des Volkes unerschütterlich fest, und es war nur ein Protest gegen die falschen Anschauungen der ganzen übrigen Welt, wenn die Pharisäer in den Mittelpunkt der jüdischen Gebetordnung das Glaubensbekenntnis Israels stellten: der Ewige ist einzig. Sie stellten sich Gott vor, wie ihn sich die Bibel vorstellt, als ein rein geistiges Wesen, zwar an sich weit erhaben über menschliches Erkennen und über und außer der Welt, aber dennoch erkennbar an seinen sittlichen Eigenschaften. Die körperlichen Ausdrücke, die die Schrift von ihm gebraucht,

pflegten sie in ihren Übersetzungen zu umschreiben, und erklärten sie richtig damit, daß die Thora redet, wie nun einmal die Menschen reden. Selbst den Namen Gottes vermieden sie auszusprechen, aus dem Gefühl heraus, daß der Name zur Unterscheidung von Gleichwertigem dient und daß der Eine keinen Namen nötig habe, und sie gebrauchten daher für „Gott" eine Fülle von Umschreibungen. Kein Verbot wurde so streng gehalten wie das des Götzendienstes. Der Abscheu vor den Götzenbildern war so groß, daß das ganze Volk zur Zeit des römischen Kaisers Gajus Caligula bereit war, das Martyrium zu erdulden, bevor es in die Aufstellung eines Bildes im Tempel eingewilligt hätte. Dieser strenge Monotheismus hinderte freilich nicht daran, noch andere geistige Wesen außer Gott anzunehmen: die Engel, die ähnlich dem Hofstaat eines irdischen Herrschers Gott umgaben und als Boten seine Befehle ausführten. Aber irgendwelche größere Bedeutung kam ihnen nicht zu, sie wurden niemals zu Mittlern zwischen Gott und dem Menschen. Zwischen Gott und seine Schöpfung mischte sich nichts Fremdes ein. So ist auch die Gestalt des Teufels im pharisäischen Judentume nie recht greifbar geworden, obwohl sich aus der Bibel Anhaltspunkte für den Glauben an ein böses Prinzip ergeben hätten, und wenn auch besonders unter dem niederen Volke die Furcht vor dem Versucher und seinen Scharen, den Dämonen, lebendig war, so war es doch nur ein Schattendasein, das sie führten.

Der eine Gott aber, an den die Pharisäer glaubten, war der Schöpfer der ganzen Welt. Der erste Mensch und damit alle Menschen der Erde waren in seinem Ebenbilde von ihm erschaffen. Als Lenker der Geschichte beherrschte er alle Völker, seine Vorsehung und Liebe erstreckte sich auf alle Kreatur. Wie aus der ganzen Natur Gott zu erkennen ist und alles ihn ehrt und preist, so war auch die ganze Menschheit zu seinem Dienste verpflichtet. Der Götzendienst war ein Abfall der heidnischen Völker von Gott, und Israel war durch das Verdienst seiner frommen Vorfahren und die Gnade Gottes

dazu erwählt, die reine Gotteserkenntnis wiederherzustellen. Das jüdische Volk stellte sich selbst die hohe Aufgabe, die Herrschaft Gottes auf Erden wieder neu zu begründen. Daraus ergaben sich Pflichten für das Volk wie für den Einzelnen, die bereits im Gesetze vorgezeichnet waren.

Die Stellung, die das Judentum den Proselyten gegenüber einnahm, war daher eine gewisse vornehme Zurückhaltung. Gewiß, man predigte den sittlichen Monotheismus allenthalben. Man schrieb flammende Broschüren gegen die Torheit des Götzendienstes und die mit ihm unauflöslich verbundene Sittenlosigkeit. Jeder einzelne Jude suchte im Verkehr mit seinen heidnischen Mitbürgern seine Ideale zu verbreiten. Aber man betrachtete es als genug des Lohnes, wenn der Heide dann vom Götzendienst ließ und die elementarsten Forderungen der Moral erfüllte. Man verlangte nicht, daß er all das auf sich nahm, was die Sonderstellung des Juden mit sich brachte. Er gehörte auch ohnedem zu Israel. — Aber man stieß ihn andererseits auch nicht zurück, wenn er wirklich Jude werden wollte. Dann jedoch mußte er radikal mit seiner Vergangenheit brechen, mußte alle die Pflichten übernehmen, die Gottes auserwähltes Volk zu beobachten hatte, er mußte das Gesetz befolgen in allen seinen Teilen.

In dem Gesetze lag die Eigenart des Judentums begründet. Es war nicht nur eine historische Pflicht, die der Jude erfüllte, wenn er die Verfassung seiner Väter hochhielt, und bei der Freiheit, mit der die Pharisäer dem geschriebenen Worte gegenüberstanden, war es auch nicht die abergläubische Furcht vor der Änderung des Bestehenden. Zweifellos war der Glaube, daß das Gesetz Gottes Wille sei und schon ganz allein deshalb Gehorsam erfordere, die tiefste Überzeugung der Pharisäer, aber daneben stand deutlich ausgeprägt die Erkenntnis, daß Gott zu hoch stehe, als daß ihm wirklich an all diesen kleinen und kleinsten Bestimmungen etwas liegen könne. Dann aber mußte das Gesetz nicht Gott, sondern dem Menschen dienlich sein, mußte ihn erziehen und zu seinem

Ziele, der höchsten Vollkommenheit hinführen. Alle die vielen Vorschriften des Gesetzes, selbst wenn sie noch so alltägliche und der Religion fernliegende Dinge zu behandeln schienen, hatten nur einen Zweck: das ganze Leben des Juden zu veredeln und zu versittlichen, das Ziel war die Erfüllung des Gebotes: Heilig sollt ihr sein, denn heilig bin ich, der Ewige. Deshalb empfand der Pharisäer die Forderungen, die das Gesetz an ihn stellte, nicht als eine Last, sondern als eine Belohnung, die er mit Freude entgegennahm, „die Freude am Gebot" wurde ein sprichwörtlicher Ausdruck. — Aber eine solche Gesinnung vom Heiden zu verlangen, wäre aussichtslos gewesen, für ihn war das Gesetz eine Bürde, die man ihm nicht erst auferlegen wollte. Man wollte sozusagen die Sittlichkeit in einer Reinkultur züchten, in einem Volke, in dem Vererbung, Tradition und Erziehung auf dasselbe Ziel hinsteuerten, und deshalb betrachtete man die vollkommenen Proselyten bisweilen mit argwöhnischen Blicken. Man mußte fürchten, daß die Mischung des Blutes auch die Reinheit der Lehre gefährde, daß heidnische Sitten auch in das Judentum ihren Einzug halten könnten. Das Gesetz diente dazu, die nationale Absperrung aufrecht zu erhalten. Wie notwendig diese Absonderung war, hat gerade das Christentum erwiesen. Als es das Gesetz fallen ließ, wußte es sich nur mit Mühe der eindringenden heidnischen Elemente zu erwehren.

Daß der eigentliche Zweck des Gesetzes jedoch die Sittlichkeit war, haben die Pharisäer gewußt und deutlich ausgesprochen, selbst die Evangelien stimmen in diesem Punkte mit den übrigen Quellen überein. Zwei Sätze bildeten die Quintessenz des Gesetzes, der eine: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", der auch durch die Fassung Hillels: „Was dir unlieb ist, das tue auch deinem Nächsten nicht" nur anders ausgedrückt war, der andere: „du sollst lieben den Ewigen, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen, deiner ganzen Seele und deinem ganzen Vermögen". Ihnen entsprangen alle die Tugendlehren, die die Pharisäer verbreiteten; die Nachahmung der Eigenschaften Gottes, insbesondere seiner Liebe, war

die Aufgabe des Menschen. Daher stammte die hohe Bedeutung, die der Erfüllung von Liebeswerken im Judentume eingeräumt wurde. Die soziale Fürsorge wurde nicht nur theoretisch gelehrt, sondern sie wurde durch das Gesetz auch in die Praxis umgesetzt. Zahlreiche Abgaben dienten der Unterstützung der Armen und Bedürftigen, und abgesehen von der Wohltätigkeit, die der Einzelne ausübte, wurden Kassen gegründet, aus denen die Notleidenden ihren Bedarf an Speise und Kleidung empfingen. Alle die Tugenden, die den Verkehr der Menschen mit einander fördern und veredeln, wurden empfohlen: die Freundlichkeit und Nachsicht, Versöhnlichkeit und Mitgefühl. Die Trauernden sollte man trösten, die Toten begraben, selbst die Tiere schonend behandeln. Die Pharisäer priesen die Macht der Wahrheit und haßten die Verstellung. Die Wahrheit ist nach ihnen eine der drei Stützen der Welt. Sie schränkten das Schwören ein: „dein Ja sei Ja, dein Nein sei Nein". Als einziger in einem ganzen Synhedrium warf der Pharisäer Sameas dem Herodes, der von Bewaffneten umgeben war, seine Frevel vor und schalt die Feigheit seiner vornehmen, nichtpharisäischen Genossen. Er kannte keine Furcht für sein Leben und zeigte durch die Tat, wie er über Wahrhaftigkeit und Heuchelei dachte. — Einer geordneten Rechtspflege galt ein großer Teil des Gesetzesstudiums der Pharisäer, aber sie forderten überall, daß man nicht bei dem strengen Recht stehen bleibe. Vor allem wurde der Familiensinn gepflegt, die Eltern zur Erziehung der Kinder, die Kinder zur Ehrerbietung vor den Eltern verpflichtet. Die hohe Achtung, die der Mutter gezollt wurde, beeinflußte ihrerseits wieder günstig die Stellung der Frau überhaupt. Die Monogamie, obwohl rechtlich nicht festgelegt, war doch die Regel, die Ehe wurde als ein heiligendes Band aufgefaßt und als eine vom Gesetz vorgeschriebene sittliche Pflicht. So sehr die Unzucht als eines der größten Verbrechen verabscheut und die Keuschheit gelobt wurde, so lief das Ideal der Pharisäer doch niemals auf die Askese hinaus, das Leben und die Lebensfreude erhielten das Recht, das ihnen gebührte, die

Sinnlichkeit wurde nicht verworfen, sondern veredelt. Die Furcht vor der Verführung durch das Weib führte nie zur Empfehlung des Mönchstumes, das Kasteien und Fasten, mit dem man die Reue über die begangenen Sünden zum Ausdruck brachte, nie zur Abtötung des Fleisches. Der Genuß war keine Sünde, sondern sollte zur Dankbarkeit gegen den Spender des Guten, gegen Gott, anregen.

Es waren menschliche, erreichbare Ideale, die die Pharisäer lehrten. Man sollte demütig und bescheiden sein, aber die Verleugnung der eigenen Menschenwürde forderten sie nicht, man sollte nicht nachtragen, sondern vergeben, aber den Feind zu lieben liegt jenseits des menschlichen Könnens. Man sollte heilig und rein sein, aber die Vereinigung der Geschlechter ist von Gott gewollt. Man sollte Wohltätigkeit üben, aber nicht zu viel und nicht alles hingeben. Das waren nicht schwächliche Kompromisse, sondern tiefempfundene Grundsätze von Männern, die im Leben standen und die Fühlung mit dem Volke nicht verloren hatten.

Dieser volkstümlichen Ethik entsprang nun auch die schlichte Religiösität, die die Pharisäer beseelte. Gott war ihnen der König, der ihnen Befehle erteilte, dem sie Gehorsam schuldeten und der sie strafte, und doch gleichzeitig auch der liebende nachsichtige Vater, der seine Kinder beschenkte und ihnen verzieh. Sie glaubten, daß alles in Gottes Hand stehe, daß er alles wirke und schaffe, sie nahmen daher die Leiden, die er ihnen schickte, in Ergebung hin und vertrauten auf seine Hilfe, und die Probe bestand dieses Gottvertrauen in der schweren Zeit, die der Zerstörung Jerusalems folgte. Aber ihr Glaube wurde ihnen nicht zum blinden Fatalismus und machte sie nicht untätig und resigniert. Obwohl alles in Gottes Macht liegt, hat der Mensch trotzdem die Freiheit der Entscheidung und damit auch die Pflicht zum Handeln. Nur der Erfolg steht bei Gott, er gibt seinen Segen und er erhört die Bitten derer, die ihn anrufen. So bekam das Gebet seine hervorragende Stellung in der Religion und überholte bald das bis dahin

gebräuchliche Opferwesen. Als der Tempel zu Jerusalem in Flammen aufging, war bereits die Verehrung Gottes durch das Gebet so allgemein üblich und anerkannt, daß das Judentum ohne Gefahr auf die Ausübung des Opferdienstes verzichten konnte. Den Pharisäern, die dem Judentume eine Reihe herrlicher, noch heute unverändert schöner Gebete geschenkt hatten, kam das Hauptverdienst an dieser Verinnerlichung des Gottesdienstes zu.

Der Inhalt dieser Gebete war verschiedenartig wie der Anlaß, aus denen sie gesprochen wurden. Sie konnten und wollten nicht das persönliche Gebet, in dem sich der Einzelne mit seinen besonderen Anliegen an seinen Gott wandte, ersetzen, sondern sie faßten nur das zusammen, was die ganze Gemeinde betraf und der Gemeinschaft am Herzen lag. So mußten sie neben allgemeinen rein menschlichen Gedanken auch Bitten für Volk und Land enthalten.

Auch die Zukunftshoffnung der Pharisäer, wie sie in den Gebeten vielfach zum Ausdruck kommt, bezog sich auf die jüdische Nation wie auf den einzelnen Juden, aber zugleich auch auf die ganze Menschheit. Selbstverständlich mußte das jüdische Volk glücklich werden. Unter einem davidischen Herrscher, der alle feindlichen Mächte besiegt hatte, mußte es ein sorgloses friedliches Leben führen, so wie zur Zeit Salomos. Das ganze Volk werde dann nur noch aus Gerechten und Frommen bestehen, das Ziel, die höchste sittliche Vollkommenheit, ist erreicht, und es ist überaus bezeichnend, daß damit das Gesetz, das ja nur zu diesem Ziele hinführen sollte, für überflüssig erachtet wurde. Nur hin und wieder hielt man einmal ein Gebot wie die Vorschrift vom Auszuge aus Ägypten zu erzählen, für so wichtig, daß es selbst in den Tagen des Messias nicht abgeschafft werden würde. Aber auch die Menschheit hatte teil an dieser messianischen Zeit. Das Beispiel Israels und die Wundertaten des Messias werden den Völkern die Augen öffnen, der Götzendienst wird verschwinden und die ganze Menschheit sich im Dienste

des einen Gottes einigen. Das ist das pharisäische Ideal. Nicht die Unterwerfung der Welt, von der andere Völker träumten, sondern die höchste Stufe sittlicher Kultur war ihre Hoffnung. Diesem letzten Ziele galt ihr ganzes Tun und Streben.

Auch der Einzelne sollte an dem Glücke der messianischen Endzeit seinen Anteil haben. Der Gute mußte dort endlich seinen Lohn finden, das erforderte die Gerechtigkeit Gottes. Denn daß Gerechtigkeit in der Welt herrschen müsse, war seit den Tagen der Propheten die tiefste Überzeugung und das stürmische Verlangen des Juden. Und doch sah man fast täglich, daß es nicht so war, daß das Böse siegte und das Gute unterlag. Gewiß kam es auch bisweilen vor, daß sich die Gerechtigkeit Gottes schon hier in der Gegenwart zeigte, in solchen Fällen pries der Fromme Gott, wie ja der natürliche Wunsch, daß die Strafe der Sünde auf dem Fuße folgte, niemals verschwand, aber wo das nicht der Fall war, mußte ein Ausweg gefunden werden, um die Gerechtigkeit Gottes zu retten. Dieser Ausweg war die Auferstehungslehre, die von den Persern her in das Volk eingedrungen war. Der Tod sollte nur eine zeitweilige Unterbrechung des Lebens bilden. In der Endzeit sollten die Toten von ihrem Schlafe erwachen und das große Gericht kommen, in dem der Herr die Unschuldigen belohnt und die Frevler verdammt. Auch die Gerechten der heidnischen Völker hatten Anteil an dem ewigen Leben. Erst damit war die sittliche Weltordnung wirklich hergestellt.

Es ist nicht richtig, daß die Pharisäer damit unter die Knechtschaft des Lohngedankens gerieten, daß sie alles Gute nur in der Absicht taten, möglichst gut dafür bezahlt zu werden, daß sie das Böse nur aus Furcht vor der drohenden Strafe unterließen. Der Satz des Antigonos von Socho, einer der ersten unter den Sprüchen der Väter, hatte auch für sie seine Geltung: Seid nicht wie die Knechte, die ihrem Herrn um des Lohnes willen dienen, sondern seid wie die Knechte, die ihrem Herrn

dienen ohne Rücksicht auf den Lohn. Die Pharisäer taten das Gute um seiner selbst willen: „Der Lohn für die Erfüllung eines Gebotes ist die Möglichkeit, ein neues Gebot zu erfüllen, die Strafe für die Sünde eine neue Sünde". So wertvoll in erzieherischer Hinsicht die Hoffnung auf Lohn und die Furcht vor Strafe nicht nur für Kinder, sondern für jeden Menschen ist, so waren diese Gedanken doch nicht die treibenden Kräfte, die das Tun und Lassen des Pharisäers bestimmten. Die Führer des Volkes waren vernünftig genug, dem Volke nicht seine Hoffnung zu rauben, aber sie lehrten dabei Reinheit der Gesinnung und Selbstlosigkeit — und sie predigten sie nicht nur.

Niemand wird bestreiten, daß es auch unter ihnen Leute gab, die das Ideal bei weitem nicht erreichten, die da glaubten, für jede ausgeübte Wohltat wieder eine Sünde begehen zu dürfen, die immer nur genau nach dem Buchstaben verfuhren, statt sich an Sinn und Zweck der Gebote zu halten. Die Pharisäer selbst bestritten es nicht. Sie tadelten selbst diese Pedanten der Religion, die die Religion zu einem Handelsgeschäfte machten, sie selbst wollten nur von einem Pharisäer etwas wissen: von dem, der aus Liebe handelt. Alle jene Männer aber, die wir aus Mischna und Midrasch kennen, die das rabbinische Judentum schufen, die dem jüdischen Volke in seinem höchsten Glanze unter den Makkabäern wie in der tiefsten Erniedrigung nach dem Falle Jerusalems treu zur Seite standen, alle diese Pharisäer, mochten sie als Menschen bisweilen unvollkommen sein — sie handelten aus Liebe, aus Liebe zu ihrem Gotte und zu ihrem Volke. Diesen Ruhmestitel kann ihnen die Geschichte nicht versagen.

---

10. Die Beurteilung der Pharisäer.

Andere Religionen stehen und fallen mit der Beurteilung ihrer Stifter. Die Rolle, die Jesus im Christentume, Mohammed im Islam eingeräumt wird, ist viel zu groß, als daß man von der Persönlichkeit des Stifters absehen dürfte, ohne zugleich die betreffende Religion in ihren Grundvesten zu erschüttern. Jesus ist nach der christlichen Lehre der sündenfreie Mensch, der zum Gotte wird, der große Erneuerer, ja der eigentliche Begründer der Religion, der Mittler zwischen Gott und dem Menschen. Mohammed ist im Glauben der Muslime der letzte und größte, der eigentliche wahre Prophet Gottes, der Vollender der Religion. Bei solchen Lehren hängt die Wahrheit jener Religionen in weitem Umfange von der geschichtlichen Forschung ab. Nicht so im Judentume. Gerade weil es nicht das Werk eines einzelnen Menschen ist, sondern das eines Volkes, weil ungezählte Generationen sittlich strebender Männer an ihm gearbeitet haben, weil es eine lebendige Entwicklung darstellt und die Erreichung seiner Ideale nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft legt, gerade deshalb ist es unabhängig von dem Stande menschlicher Erkenntnis und trägt seinen Ewigkeitswert in sich. Das Judentum braucht nicht an die Unfehlbarkeit seiner Schöpfer zu glauben. Auch Mose hat gesündigt, und die Pharisäer waren nicht mehr als Mose. Wir kennen ihre Schwächen und wir leugnen ihre Fehler nicht, aber wir erkennen auch willig ihre Größe an, wo wir sie finden.

Freilich ist die Beurteilung einer jeden geschichtlichen Erscheinung abhängig von dem Standpunkt des

Beurteilers. Wer an die Inspiration der Evangelien und an die göttliche Sendung Jesu glaubt, für den sind die Pharisäer, wie sie die Evangelien schildern, eine Kaste hochmütiger Heuchler, äußerlich fromm, innerlich frech und verdorben, Buchstabengläubige, die den Geist knechteten, scheinheilig und gewalttätig, falsch und grausam — und wenn wir dann aus anderen Quellen ein ganz anderes Bild gewinnen und Pharisäer kennen lernen, deren sittliche Größe über allen Zweifeln steht, dann sind das Ausnahmen, die in der Masse verschwinden. Wir dagegen sehen in den Evangelien Streitschriften, die den Gegner schwärzer malen, als er ist, und gerade die Ausnahmen zur Regel machen. — Wer das jüdische Religionsgesetz als einen Schädling betrachtet, der die Wurzeln wahrer Religion bedroht und sie hinabzieht in die Sphäre des Rechtes, wird die Tätigkeit der Pharisäer zwecklos, wenn nicht zweckwidrig nennen. Wir dagegen sehen in der Gesetzlichkeit ein geeignetes Mittel sittliche Werte hervorzurufen, wir behaupten, daß das pharisäische Gesetz in einer zweitausendjährigen Geschichte diese Fähigkeit bewiesen und sittliche Güter geschaffen hat, und deshalb meinen wir, daß die Arbeit der Pharisäer nicht umsonst gewesen ist. — Wem das Judentum nur eine Vorstufe des Christentums ist, wer glaubt, daß mit der Entstehung des neuen Glaubens die alte Religion ihre Daseinsberechtigung verlor, der wird die Erhaltung des Judentums durch die Pharisäer als ein Unglück oder als die nutzlose, künstliche Konservierung eines unfruchtbaren Gebildes empfinden. Wer aber zugibt, daß die Judenheit auch nach der Entstehung des Christentums Werte geschaffen hat, wer an die Zukunft des Judentums glaubt, wird die Pharisäer als die Erhalter des Judentums rühmen.

Und deshalb urteilen wir über die Pharisäer wie folgt:

Wir machen ihnen zum Vorwurf, daß ihre Prinzipien sie nicht zu überdauern vermochten: für den

Fortschritt, der in der Tradition lag, waren sie eingetreten, aber ihre Tätigkeit führte mit Notwendigkeit dahin, daß nunmehr diese Tradition versteinerte. Das Sadduzäertum gewann seinen unheilvollen Einfluß, die Autonomie des jüdischen Volkes auch der Thora gegenüber hörte auf, die gesetzgeberische Tätigkeit erlosch. Die Rabbinen vergaßen, was die Exegese der Pharisäer bezweckt hatte, die Herrschaft des Buchstabens begann, das Gebiet des Erlaubten wurde mehr und mehr eingeschränkt, aber Verbote konnten nie wieder aufgehoben werden. Die Hochschätzung der Tradition und der dahingegangenen Geschlechter artete in Überschätzung aus, das selbständige Recht der Gegenwart kam nicht mehr zur Geltung. Die Gelehrsamkeit traf Bestimmungen, von denen das Volk nichts mehr wußte, der Am haarez (das Volk des Landes), der Ungebildete, kam in einen Gegensatz zu den Gelehrten, insbesondere zu den Chawerim, den Genossen, die den unfruchtbarsten Zweig des Gesetzes, die levitischen Reinheitsgebräuche pflegten. Für diese Entwicklung ist das Pharisäertum mitverantwortlich zu machen, sie ist die Frucht, die an seinem Baume reifte. Aber es wäre unrecht, den Pharisäern allein die Schuld an diesem Umschwung aufzubürden, der erst in einer Zeit eintrat, in der man kaum noch von Pharisäern reden darf. Der andere mitwirkende Faktor war der Fall Jerusalems (70 n. d. ü. Z.), dieses größte nationale und religiöse Unglück für das Judentum. Denn nach außen hin wuchs seit jenem Ereignis die Erbitterung gegen die Heiden, man schloß sich weit mehr als bisher gegen die griechisch-römische Kultur ab, und damit ging die Propaganda zurück, in der die Grundlehren der Religion immer wieder hervorgekehrt werden mußten und dabei dem Juden selbst immer wieder zum Bewußtsein kamen. Noch weit trauriger jedoch waren die Wirkungen nach innen hin. Das Selbstbewußtsein sank, Pessimismus und Schuldgefühl kehrten in die Judenheit ein, die Furcht vor der Sünde führte zu Erschwerungen über Erschwerungen, man errichtete einen Zaun nach dem

anderen um das Gesetz. Als dann Palästina auch aufhörte, das Zentrum der Judenheit zu sein, war auch die Möglichkeit einer gesetzgeberischen Reformtätigkeit dahin.

Das Judentum hat sich trotzdem erhalten. Das aber ist das Verdienst der Pharisäer. Sie haben in einer schweren Zeit den Sieg des Fortschrittes erkämpft, die Macht der Priesterherrschaft gebrochen und der Volksfrömmigkeit freie Bahn gemacht. Aber sie haben noch mehr für die Zukunft getan. Sie haben die Formen des Gottesdienstes und den religiösen Unterricht geschaffen, sie haben dem Volke die Bibel in die Hand gegeben und ihm damit den sittlichen Monotheismus eingeimpft. Sie haben es lebensfrische Ideale gelehrt, es von unklarer, verschwommener Mystik ferngehalten und nicht in die Fesseln des Dogmenzwanges eingeschnürt. Sie haben Sittlichkeit und Religiösität nicht nur gelehrt, sondern sie durch das Gesetz praktisch betätigt, durch Symbole und Zeremonien zum sichtbaren Ausdruck gebracht. Aber sie haben Sinn und Bedeutung des Gesetzes nicht vergessen, sie ließen nicht die Religion verknöchern. Sie haben Gott demütig im Gebete ihre Schuld bekannt und haben in dem Versöhnungstage dem Judentume einen Bußtag geschaffen, wie ihn keine andere Religion aufzuweisen hat — sie waren nicht hochmütig und selbstgerecht. Sie haben ihr Leben für die Religion eingesetzt und dem jüdischen Volke die Kraft zum Märtyrertume eingepflanzt — sie waren nicht scheinheilige Heuchler. Sie bedeuten ein Ruhmesblatt in der Geschichte des jüdischen Volkes, und deshalb ist es die Pflicht des Juden, das Andenken der Pharisäer in Ehren zu halten. Es wird aber eine Zeit kommen, da diese Erkenntnis sich weit über die Kreise des Judentums hinaus Bahn brechen wird.

---

11. Literaturangaben.

Die neuere geschichtliche Forschung über Pharisäer und Sadduzäer setzte mit der Schrift Abraham Geigers „Urschrift und Übersetzungen der Bibel" (1857) ein. Hier wurde zuerst der enge Zusammenhang zwischen Sadduzäern und Priestern erkannt und der Einfluß der Sadduzäer auf Samaritaner und Karäer nachgewiesen. Die Pharisäer sind nach Geiger die Vertreter des Fortschrittes, die Sadduzäer halten an der alten Halacha fest, während sie nach unserer Ansicht reaktionär genannt werden müßten. In der Folgezeit wurde immer mehr der politische, religiös-indifferente Charakter der Sadduzäer, der tatsächlich nur den späteren Hohenpriestern anhaftet, betont, so bei Grätz „Geschichte der Juden", Band III. In den Werken christlicher Autoren wurden die Pharisäer als Vertreter starrer Gesetzlichkeit hingestellt, ihr Charakter aus Gründen der Apologetik verdächtigt, so vor allem in dem lehrreichen Werke Boussets „Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter" 1903, dessen zweite Auflage auf Grund der scharfen, aber gerechten Kritik von Perles „Boussets Religion des Judentums" den alten Standpunkt zwar nicht aufgibt, aber vorsichtiger faßt. Die ganze Zeit und Literatur behandelt das großangelegte Werk Schürers „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi" in drei Bänden. Von jüdischer Seite wurden die Angriffe auf die Pharisäer vielfach zurückgewiesen, aus der umfangreichen Literatur sind drei Werke zu nennen, die gleichzeitig in andere Probleme einführen und in der vorliegenden Darstellung berücksichtigt sind: Eschelbacher „Das Judentum und das Wesen des Christen-

tums", Güdemann „Jüdische Apologetik", Ziegler „Die Geistesreligion und das jüdische Religionsgesetz". Die Religion der Pharisäer ist in der Schrift Elbogens „Die Religionsanschauungen der Pharisäer mit besonderer Berücksichtigung der Begriffe Gott und Mensch" auf Grund der Quellen in ausgezeichneter Weise, zugleich populär dargestellt (dort und bei Schürer auch weitere Literaturangaben). Nach Personen geordnet finden sich die Aussprüche der Pharisäer bei Bacher „Die Aggada der Tannaiten". Die wissenschaftlichen Nachweise für die Ansichten, in denen der Verfasser der vorliegenden Schrift von seinen Vorgängern abweicht, sind in dem Werke Leszynsky „Die Sadduzäer" gegeben.